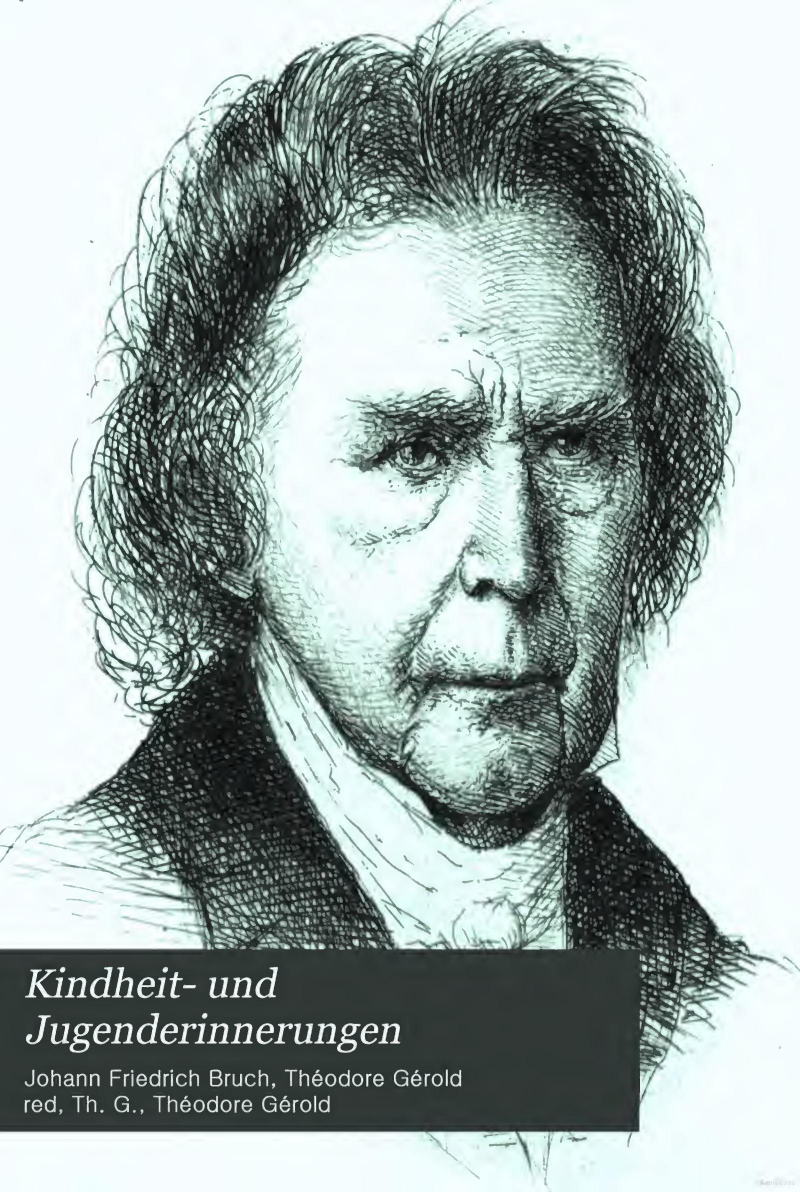


Kindheit- und Jugenderinnerungen

Johann Friedrich Bruch, Théodore Gérold
red, Th. G., Théodore Gérold



Kindheit- und Jugenderinnerungen

von

Dr. Fr. Bruch.

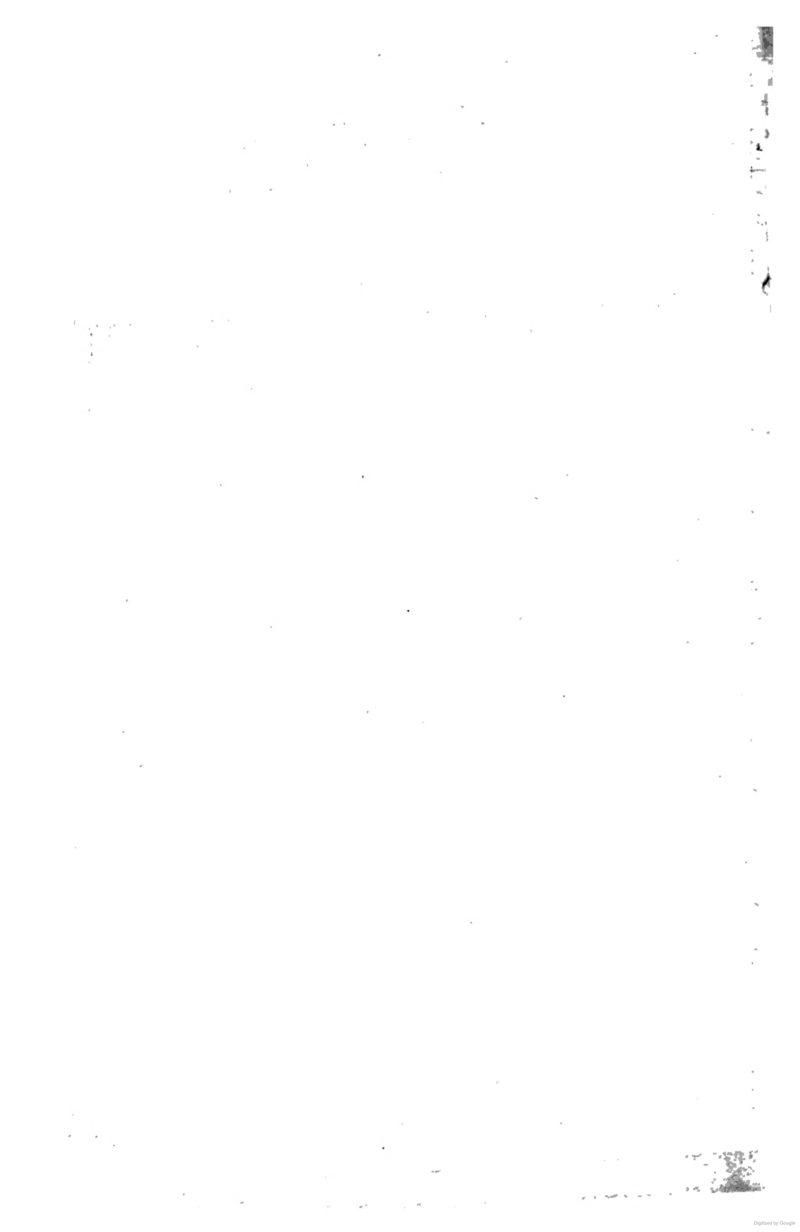
Aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt von

Th. G.

Mit drei Radirungen von E. G.



Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1889.





Kindheit- und Jugenderinnerungen

von

Dr. Fr. Bruch.

Aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt von

Th. G.

Mit drei Radirungen von E. G.



Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1889.

Universitäts-Buchdruckerei

von

J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Kupferdruck von A. Schuler

in Stuttgart.



Inhaltsverzeichniß.

Verzeichniß der Radirungen.

1. Dr. Bruchs Bildniß in seinem 76. Lebensjahre.
2. Bruchs Bildniß nach einer von ihm selbst verfertigten Farbenskizze aus dem Jahre 1816.
3. Bruchs Eltern nach einer Zeichnung von ihm aus dem Jahre 1817.

Berichtigungen:

Auf den Seiten 9 und 12 ist Annweiler statt Anweiler zu lesen
Auf Seite 53 ist Burgruine statt Bergruine zu lesen.

Die Kindheit- und Jugenderinnerungen Dr. Bruchs, die hier veröffentlicht werden, sind der Selbstbiographie entlehnt, welche der bekannte und verehrte Straßburger Theologe bei seinem Ableben den Seinen hinterlassen hat.

Er hatte es oft bedauert, daß ihm von der früheren Geschichte seiner Familie so Weniges bekannt geworden, und sich noch in reiferen Jahren entschlossen, Alles, was er von seinen Eltern und Vorfahren wußte oder zu erkunden vermochte, aufzuzeichnen. An diese älteren Traditionen, die den Grund zu einer Familienchronik legen sollten, knüpfte er dann Erinnerungen aus seinem eigenen Leben an, wobei er sich mit besonderer Vorliebe und größerer Ausführlichkeit über die Erlebnisse seiner in engen Verhältnissen verbrachten Kindheit und die verschiedenen Phasen seiner viel gehemmten geistigen Entwicklung verbreitete.

Diese autobiographischen Aufzeichnungen waren ursprünglich nur für die Mitglieder seiner Familie bestimmt. Indessen dürften sie doch auch weiteren Kreisen und namentlich den ehemaligen Schülern Dr. Bruchs eine willkommene Gabe sein. Haben ja doch in und außer der Pfarr- und Theologenwelt Viele, und nicht blos im Elsaß, ihm ein dankbares und freundliches Andenken bewahrt und werden mit Freuden nochmals

dem alten Lehrer lauschen, wenn er ihnen von seinem Lebens- und Bildungsgange erzählt.

Aber auch solche, die dem hochverehrten Mann weniger nahe gestanden oder ihn persönlich nicht gekannt haben, werden diese Blätter nicht ohne Theilnahme lesen. Ist es doch immer von Interesse, dem Bildungsgange eines ausgezeichneten Mannes zu folgen, besonders wenn derselbe durch Schwierigkeiten und Hemmnisse aller Art sich zum Ziele hindurchringt. Zudem bieten diese Aufzeichnungen manches Werthvolle in geschichtlicher und culturgeschichtlicher Hinsicht und theilen namentlich über die theologischen Zustände Straßburgs im ersten Viertel dieses Jahrhunderts Einiges mit, was wenig bekannt und doch für unsere Localgeschichte nicht unbedeutend ist.

Endlich aber dürften diese Lebenserinnerungen auch Manches enthalten, was der Jugend zu Nutz und Frommen gereichen kann. Sie lassen sich wohl als eine passende Lectüre empfehlen, um unseren Söhnen in dem Bilde eines edlen und liebenswürdigen und nach vielen Seiten bedeutenden Mannes zu zeigen, wie treuer Fleiß und beharrliches Streben zuletzt auch die größten Hindernisse der Lebensbahn zu überwinden vermögen, und wie, um mit einem alten Bibelworte zu reden, Gott es dem Aufrichtigen gelingen läßt.

Die gegenwärtige Veröffentlichung enthält Dr. Bruchs Jugenderinnerungen nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit. Manches in denselben, was einen intimeren Charakter hatte, was speciell für die Familie niedergeschrieben war und auch nur für diese Werth besaß, ist weggelassen und nur dasjenige aufgenommen worden, was ein allgemeineres Interesse darbot. Doch sind überall, auch in den Stellen, wo abgekürzt werden mußte, des Erzählers eigene Worte möglichst beibehalten worden.

Auch sind in einem Anhange einige Auszüge aus Briefen, die Dr. Bruch in den Jahren 1812 bis 1821 an seinen Freund und Studiengenossen Johann Boeckel, dem späteren

Pfarrer zu Alt St. Peter und geistlichen Inspector in Straßburg, richtete, beigefügt worden, weil dieselben in unmittelbarster Frische ein Bild seines damaligen äußeren und inneren Lebens geben.

Einer weiteren Empfehlung bedarf wohl dieses Buch nicht: es wird sich von selbst einführen und bei Vielen eine freundliche Aufnahme finden.

I. Abstammung.

Die mir bekannten Familientraditionen verlieren sich frühe im Dunkel. Nur dieses weiß ich, daß alle Zweige der Bruch'schen Familie auf einen zur Zeit Ludwigs XIV. ausgewanderten französischen Protestanten Namens Bruyère zurückzuführen sind. Wo dieser her war, ist mir nicht genau bekannt. Doch vermuthe ich, daß er aus Metz oder der Umgegend kam, nicht allein weil es dort noch Familien solchen Namens gibt, sondern weil es sich so am leichtesten erklärt, warum er sich zunächst in Trarbach niederließ. Er soll seines Handwerks ein Rothgerber gewesen sein.

Dieser Bruyère hatte zwei Söhne, wovon der eine ebenfalls Rothgerber wurde; der andere studirte Theologie und wurde französischer Prediger in Zweibrücken, wo sich eine Gemeinde von Ausgewanderten gesammelt hatte. In seinen späteren Lebensjahren wurde er an die Mosel versetzt. Er nannte sich noch Bruyère; unter diesem Namen steht er in den Zweibrücker Kirchenbüchern eingeschrieben. Allein der Zusatz sive Bruch deutet darauf hin, daß zu seinen Lebzeiten der Name Bruyère, vielleicht blos deswegen, weil dessen Aussprache der deutschen Zunge schwer fiel, in Bruch verwandelt wurde.

Von den beiden Söhnen dieses Predigers Bruyère sive Bruch wurde der eine Theologe und lebte von 1728 bis 1748 in Zweibrücken als Consistorialrath. Er hatte vier Söhne: der älteste, Christian Ludwig, welcher Apotheker wurde, war mein Großvater. Er trat als Gehülfe bei dem Apotheker Pauli in Sulz ein, heirathete dessen älteste Tochter Luise und übernahm die Apotheke.

Hier in Sulz wurde 1757 mein Vater, Carl Ludwig, geboren und durch die Taufe der lutherischen Kirche einverleibt. Mein Großvater selbst war, wie sämmtliche Glieder der Familie, reformirt. Aber da seine Frau lutherisch war, mußten, in Folge eines Gesetzes Ludwigs XV., alle Kinder lutherisch werden, wenn sie nicht zur Annahme der katholischen Confession gezwungen werden sollten.

Von Sulz zog mein Großvater später nach dem von dem Landgrafen von Darmstadt, Ludwig IX., zur Residenz erhobenen Pirmasens, und zwar unter dem Titel eines Hof- und Feldapothekers. Noch erinnere ich mich, daß meine Großmutter erzählte, wie dieser Entschluß bei den Bewohnern von Sulz das höchste Erstaunen erregt, und wie sie alles versucht hätten, um meinen Großvater davon abzubringen. Sie fragten ihn, wie es nur möglich sei, das gelobte Land zu verlassen, um nach einer Wüste zu ziehen? — Als eine Wüste betrachteten sie demnach die Gegend von Pirmasens, und sie hatten eben nicht ganz Unrecht. Denn wenn heute noch diese Gegend ganz reizlos ist, so mußte sie damals auf die Bewohner des gesegneten Elsaß wirklich abschreckend wirken. Pirmasens war eben noch im Entstehen begriffen, und der Wald, in den es hineingebaut war, zog sich bis dicht an die Stadt hin. Allein mein Großvater ließ sich durch diese Einreden von seinem Vorhaben nicht abwendig machen, sondern zog, nachdem er seine Apotheke verkauft hatte, mit seiner Familie nach Pirmasens.

II. Geburtsort.

Die Stadt Pirmasens trägt ihren Namen von dem heiligen Pirmin, einem der berühmten Missionare, die im 6. und 7. Jahrhundert aus Irland nach dem Continente kamen und unter den heidnischen Völkern auch der Rheingegenden und Süddeutschlands mit großem Erfolg ihr Bekehrungswerk trieben. Eine Sage behauptete, daß dieser Pirmin in dem Walde, der damals noch den von der Stadt Pirmasens eingenommenen Raum bedeckte, eine Klause gehabt habe, in der er längere Zeit hauste. Man bezeichnete mir in meiner Kindheit sogar noch den Ort, wo diese Klause gestanden hatte — auf dem gegenwärtigen Matzenberge —, und sagte mir,

daß bis zu den Zeiten, wo die Stadt Pirmasens gegründet wurde, dieser Ort ein Wallfahrtsort gewesen sei. Hieraus entsprang der Name Pirmini (oder Pirmani) sedes, welcher auf die Stadt übertragen wurde. Pirmin stiftete später das Kloster Hornbach, welches zu einer berühmten Abtei wurde, die in Folge der Reformation aufgehoben ward. Zur Zeit, wo ich in Zweibrücken auf dem Gymnasium war, standen die Gebäude der Abtei noch theilweise. In ihnen befand sich die Wohnung des ersten protestantischen Geistlichen.

Hier nun baute der letzte Graf von Hanau-Lichtenberg, dem das Land gehörte, ein Jagdschloß. Da er kinderlos war, vermachte er seine Grafschaft zur Hälfte an Hessen-Cassel, zur Hälfte an Hessen-Darmstadt. Der an Darmstadt fallende Theil sollte dem damaligen Erbprinzen Ludwig als Apanage dienen. Dieser Prinz stand als Generalmajor in preußischem Dienste und machte einen Theil des siebenjährigen Krieges mit. Von ganzer Seele Soldat und außerdem geblendet durch den strahlenden Ruhm Friedrichs des Großen, hätte er gewünscht, sein ganzes Leben im Feld und unter seinen Soldaten zubringen zu dürfen. Allein auf den Willen seines Vaters mußte er den preußischen Militärdienst verlassen und zog sich jetzt grollend nach Pirmasens zurück, wo er in dem dortigen Jagdschloß seine Residenz aufschlug.

Er war ein an und für sich zwar ehrlicher, wohlmeinender Fürst, aber ohne alle Bildung und dabei ein leidenschaftlicher Soldatenfreund. Je roher er war, desto gebildeter war seine Gemahlin, die aber nicht bei ihm, sondern in Darmstadt lebte, wo sie auch gestorben ist und in der Erinnerung als die große Landgräfin fortlebt.

Da das ehemals Hanau-Lichtenbergische Jagdschloß für eine wenn auch noch so bescheidene Hofhaltung keinen Raum darbot, so ließ der junge Fürst demselben zwei auf Pfeilern ruhende und über dem sogenannten rempart sich erhebende längere Säle anbauen. Oberhalb des Schlosses und auf beiden Seiten desselben wurden zwei Pavillons und unterhalb desselben der Marstall errichtet.

Nun ging es an den Bau einer Reihe von öffentlichen Gebäuden. Das merkwürdigste war das große Exerzierhaus, welches

oberhalb des geräumigen Schloßplatzes sich auf einer Terrasse erhob. Inwendig bildete dasselbe einen einzigen Saal, ohne Pfeiler, geräumig genug zum Exerzieren von 3000 Soldaten. Im Winter wude dieser ungeheure Saal vermittelst 22 Oefen geheizt. Das Dach wurde von einem Hängewerk getragen, welches ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung war.

Bestimmt, eine Militärcolonie zu beherbergen, wurde die Stadt von einer Mauer eingeschlossen, um welche ringsherum ein Cordon von Schildwachen lief, welche Niemanden, der nicht eine ausdrückliche Erlaubniß aufzuweisen hatte, aus- und einließen.

Hieher zog nun Ludwig IX. — der unter diesem Namen seinem Vater in der Regierung nachfolgte — eine Menge von Soldaten. Er legte es darauf an, besonders hochstämmige Männer zu bekommen. Solche wurden aus allen Landestheilen Deutschlands für ihn angeworben. Selbst Zigeuner verschmähte er nicht, wenn sie sich nur durch eine stattliche Körpergröße auszeichneten. Ihre Uniformirung war durch und durch die preußische. Die Offiziere wählte er nicht gerade nach ihrem Verdienste, sondern sah dabei besonders auf die Leibesgröße. So erinnere ich mich noch der riesenhaften Gestalt eines alten Generals Wenke, dessen Haus an mein väterliches Haus stieß. Er war ursprünglich Zimmermann und aus Pommern gebürtig. Er schwebt mir noch vor als ein alter baumhoher Mann in einem langen, blauen Ueberrock und mit einer weißen Schlafmütze, wie er, auf sein großes spanisches Rohr gestützt, in die Apotheke meines Vaters kam und sich Kraftküchlein kaufte.

Sobald einer der Soldaten des Landgrafen den Eid geleistet hatte, so war er unwiderruflich und auf die ganze Zeit seines Lebens an sein Regiment gefesselt. Um diese Unglücklichen sicherer an seinen Dienst zu binden, suchte der Landgraf, so weit es von ihm abhing, sie zu verheirathen. Jedem verheiratheten Soldaten verhalf er zu einem Häuschen und einem Stückchen Feld. Solche Soldatenhäuschen liefen in einer Reihe um die ganze Stadtmauer herum. Für die Unverheiratheten wurden mehrere Kasernen erbaut. Zu gleicher Zeit wurde im Innern der Stadt ein Exerzierplatz angelegt, der unter allen existirenden wohl einer der größten war.

So wurde Pirmasens zu einer eigentlichen Militärcolonie. Die Stadt nahm nach und nach an Umfang und Einwohnerzahl zu. Doch wird wohl schwerlich zu Landgrafs Zeiten ihre Bevölkerung sich über 8000 Seelen erhoben haben. Von diesen waren 4—5000 Soldaten. Außerdem mußten alle mit dem Militär nur in entfernter Beziehung stehenden Staatsdiener Uniform tragen. Eine solche trugen auch mein Großvater und mein Vater.

Tag für Tag wurde im Sommer auf dem Exerzierplatze, im Winter in dem geheizten Exerzierhause exerziert. Bei diesen Exerzitien commandirte der Landgraf gerne selbst. Im Innern des Schlosses setzte er seine militärischen Uebungen mit gemalten und auf Holzklötzchen befestigten oder aus weißem Thon verfertigten und gemalten Soldaten fort. Er selbst componirte zuweilen die Märsche, die sein Capellmeister auf Noten setzen und mit der Regimentsmusik einüben mußte. Zwei oder drei Maler waren beständig im Schlosse damit beschäftigt, Soldaten in allen möglichen Uniformen zu malen. Alle Zimmer des Schlosses waren mit Gemälden geschmückt, welche militärische Scenen oder auch blos Soldaten in verschiedenen Uniformen darstellten. Solche Gemälde waren in meiner Kindheit noch in vielen Häusern von Pirmasens zu finden.

Hier nun, in dieser Militärcolonie, ließ sich mein Großvater nieder. Auf der linken Seite des Exerzierhauses, von demselben durch eine Straße und einen Graben getrennt, oberhalb des Schloßplatzes, baute er sich ein geräumiges Wohnhaus, hinter welchem er einen ziemlich ausgedehnten Gemüse- und Grasgarten anlegte. In demselben wurde die Apotheke, mit dem Schilde zum Mars, eingerichtet und der Plafond mit vier Gemälden, die vier Welttheile darstellend, geschmückt. Auf allen Büchsen und Gläsern war der Kopf des Mars mit einem ungeheuern Helmbusch zu schauen. In dem oberen Stockwerke legte mein Großvater eine sehr schöne Materialkammer an; auf dem Speicher war in einer Abtheilung eine Menge von Kisten für die Kräuter; in dem Keller wurden, in einem besondern Abschluß, die Provisionen der Wasser, Syrupe u. s. w. aufbewahrt. In dem Hofe war das Laboratorium. Alles war auf das Zweckmäßigste eingerichtet und wurde unter meinem Großvater und Vater in einer Ordnung und Reinlichkeit erhalten, wie solche heutzutage wohl in wenigen Apotheken anzutreffen sein dürften.

Außerdem legte mein Großvater jenseits des Exerzierplatzes einen zweiten sehr geräumigen Garten an, in welchem er sich auch ein kleines Wohnhaus errichten ließ.

Aus diesen Anlagen und Bauten scheint mir hervorzugehen, daß die Vermögensverhältnisse meines Vaters in gutem Stande waren. Einträglich mußte jedenfalls die Apotheke sein, obgleich noch eine zweite Apotheke in der Stadt war, welche abwechselnd mit der meines Großvaters die Lieferungen für die Regierung zu machen hatte.

Nachdem mein Vater unter der Leitung meines Großvaters die Apothekerkunst erlernt, begab er sich nach Straßburg, wo er ein Jahr lang die von ihm für nützlich erachteten Collegien, namentlich die chemischen Vorlesungen Spielmanns besuchte. Von diesem sprach er noch in seinen späteren Jahren sehr gern und rühmte seinen Witz. Ich erinnere mich noch folgender Anekdote: Es kam eines Tages ein Bauer in den Saal, wo Spielmann sein Collegium las, mit einem Sack auf dem Rücken. Spielmann rief ihm zu: Was wollt ihr? Der Mann antwortete: Kauft ihr kein Habermehl? Nein, antwortete Spielmann, aber wenn ihr Grütze hättet, die könnten wir brauchen.

Von Straßburg begab sich mein Vater nach Heilbronn, wo er mehrere Jahre conditionirte. Nach Hause zurückgekehrt, überließ ihm sein Vater die Apotheke, nebst dem Titel eines landgräflichen Hof- und Feldapothekers, und schlug, wenigstens in den Sommermonaten, seine Wohnung in dem Gartenhause auf. Dort ist er auch gestorben.

III. Elterliches Haus.

Hier, in Pirmasens, wurde ich den 13. Dezember 1792 geboren.

Meine Mutter war Charlotte Philippine Ströhlin; ihr Vater, aus Straßburg gebürtig, war doctor medicinae in Trarbach. Aus dem, was meine Mutter von ihm erzählte, scheint hervorzugehen, daß er ein geschickter und feiner Mann war. Nach Beendigung seiner Studien war er auf einige Zeit nach Paris gegangen, was dazumal eine große Seltenheit war. Dort hatte er sich Einiges von den feineren Sitten angeeignet.

Meine Großmutter mütterlicherseits war Luise Ravenstein, die Tochter eines Geistlichen in Brumath.

Die Bekanntschaft meiner Mutter machte mein Vater auf eine eigene Weise.

Sie besuchte einst in Pirmasens eine Tante, Frau Stockmar, welche ein Haus bewohnte, das, unterhalb meiner elterlichen Wohnung gelegen, von der Apotheke aus gesehen werden konnte. Sie war damals 17 Jahre alt und muß, obgleich von etwas kleinem Wuchse, sehr hübsch gewesen sein. Mein Vater, der diese junge freundliche Gestalt in dem Stockmarschen Hause ein- und ausgehen sah, wurde aufmerksam auf sie. Je länger er sie beobachtete, desto mehr gefiel sie ihm. Er wagte es daher, ihr eine Düte voll Zuckerwerk zu schicken. Das Geschenk wurde freundlich aufgenommen. So entspann sich eine Bekanntschaft, die bald zu einer Verlobung und endlich zu einer Verbindung führte. Mein Vater hätte keine glücklichere Wahl treffen können, denn meine Mutter war wie gemacht für ihn. Sie war eine Frau von eindringendem Verstande und ungewöhnlicher Thätigkeit. Das Hauswesen hielt sie in der besten Ordnung; ihre Sparsamkeit wußte Alles zu Rathe zu halten und wurde der Grund des Wohlstandes, der in meinem elterlichen Hause herrschte. Die Erziehung der Kinder leitete sie vorzüglich und mit ebenso viel Verstand als Liebe. Einer Uneinigkeit zwischen meinem Vater und meiner Mutter weiß ich mich nicht zu erinnern. Gegen das Regiment, das sie im Hause führte, that mein Vater nie Einsprache, und in den Grundsätzen der Erziehung waren sie einig.

In Gesellschaft war meine Mutter, zumal in jüngeren Jahren, wo sie noch nicht kränklich war, ein sehr belebendes Element. Sie konnte sehr heiter sein, und es fehlte ihr nicht an Witz. Ihr praktischer Verstand hatte sie bei allen Frauen ihrer Bekanntschaft in große Achtung gesetzt. Bis in ihre letzten Lebensjahre war sie für den ganzen Kreis ihrer Bekannten die allgemeine Rathgeberin. Tag für Tag kam man, sie wegen dieser oder jener Angelegenheit zu consultiren, und es gab Frauen, die keine Wäsche machten, ohne zuvor meine Mutter um Rath gefragt zu haben.

Allein schon in ihrem 40. Jahre begann sie zu kränkeln. Sie erreichte zwar ein Alter von 61 Jahren, aber sie mußte durch schwere Krankheiten hindurchgehen. In ihren letzten Lebensjahren wurde

sie so schwach, daß sie nicht mehr ausgehen konnte. Ich erinnere mich, daß, wenn ihre Freundinnen sie besuchten, sie dieselben gewöhnlich mit den Worten empfing: „Sie finden mich noch immer am Leben!“

Mein Vater pflegte sie mit unendlicher Zärtlichkeit. Mit ihr starb ihm das ganze Glück seines Lebens weg: von dem Augenblick ihres Todes an sehnte er sich selbst nach dem Abschied.

Mein Vater hatte kein anziehendes Aeußere. Er war ziemlich groß, aber die Blattern hatten auf seinem Gesichte arge Verwüstungen angerichtet und ihn auch eines Auges beraubt. Allein der ganze Ausdruck seines Wesens war Gutmüthigkeit. In seinen früheren Jahren konnte er sehr heftig sein; diese Heftigkeit verlor sich aber nach und nach, großentheils durch den stillen Einfluß meiner Mutter. Er besaß einen natürlichen Witz, der ihn in Gesellschaften zu einem sehr belebenden Elemente machte. Mäßig war er in hohem Grade. Der einzige Exceß, den er sich erlaubte, war der Tabak, den er gern rauchte.

Er war ein sehr geschickter Apotheker und hielt seine Apotheke in der musterhaftesten Ordnung. Als in der stürmischen Zeit der Revolution längere Jahre kein Arzt mehr in Pirmasens war, wandten sich die Kranken in der Stadt und in den umliegenden Dörfern an ihn. Um diesem Bedürfnisse zu entsprechen, schaffte er sich nach und nach eine kleine medicinische Bibliothek an, in der er fleißig studirte. Er war in den Kuren, die er unternahm, auffallend glücklich. Ein eigener Scharfsinn, eine Art von Divinationsgabe ließ ihn die Natur und Ursachen der Krankheit richtig erkennen. Daher kam es, daß er schnell, ohne daß er jemals Kranke besucht hätte, zu einer ausgedehnten Praxis gelangte. Bis von Bitsch kamen die Landleute, um ihn zu consultiren. Diese Praxis setzte mein Vater nur so lange fort, bis ein erfahrener Arzt sich in Pirmasens niederließ. Doch geschah es bis in seinen letzten Lebensjahren zuweilen noch, daß Personen, denen er mehr Vertrauen einflößte als der Arzt, ihn dringend angingen, ihre Kranken zu heilen.

Am 13. Dezember 1792 wurde ich geboren. Ich war das sechste Kind, welches meinen Eltern geschenkt wurde. Das älteste unter den Geschwistern war mein Bruder Louis, welcher Apotheker wurde und nach dem Tode meines Vaters die Apotheke in Pir-

masens übernahm. Auf ihn folgte meine älteste Schwester Friedericke, welche sich zuerst mit Herrn Weitzel, dem geistreichen Pfarrer von Annweiler, und nach dessen frühem Tode mit einem weitlosen Vetter, dem Pfarrer Bruch von Steinselz verheirathete.

Das dritte Kind meiner Eltern war ein Sohn, Christian. Dieser wurde Uhrmacher. Nachdem er einige Jahre in Annweiler und in Frankfurt conditionirt hatte, ließ er sich in Pirmasens nieder. Später entsagte er der Uhrmacherei. Er wurde königlicher Salzfactor, Bürgermeister von Pirmasens, Landrath und wurde in seinen späteren Jahren als Deputirter in die Landstände von Baiern ernannt. Er war ein intelligenter, grundehrlicher Mann, der als Bürgermeister seiner Vaterstadt große Dienste leistete und auch allgemein in hoher Achtung stand. Auf diese drei Kinder folgten zwei Knaben, Friedrich und Gottlieb, die aber beide früh starben. Dann wurde ich geboren.

Mir folgten noch zwei jüngere Geschwister, meine Schwester Lene und ein Bruder Namens August. Die erstere, ein munteres, geistreiches, ungemein gutmüthiges Mädchen, war lange Jahre die treue Pflegerin meiner Mutter, die auch mit unendlicher Liebe an ihr hing. Nach dem Tode der Mutter verpflegte sie mit gleicher Treue den Vater bis zu seinem Ende. Hierauf nahm ich sie auf einige Zeit zu mir. Später zog sie zu meinem Bruder Christian, und nach dem frühen Tode seiner Frau besorgte sie ihm sein Hauswesen und unterstützte ihn in der Erziehung seiner Kinder. Mein jüngster Bruder August, ein hübscher munterer Knabe, starb im 9. Jahre an den Rötheln.

IV. Erste Kindheit.

Zur Zeit als ich auf die Welt kam, war mit Pirmasens schon eine große Veränderung vorgegangen. Der alte Landgraf war im Jahr 1790 mit der Ahnung aller der Greuel, die sich aus der französischen Revolutionszeit entwickeln würden, gestorben. Die Franzosen, pflegte er zu sagen, haben eine Suppe eingebrockt, die möchte ich nicht essen. Da sein Sohn, der nachmalige Großherzog von Darmstadt, Ludwig X., für Pirmasens nicht die geringsten Sympathien hatte, so wurde augenblicklich die Regierung wieder

nach Darmstadt verlegt. Sämmtliche Soldaten, die nicht verheirathet und in Pirmasens ansässig waren, zogen ebenfalls nach Darmstadt. So stand denn das Schloß leer; das Exerzieren hörte auf; die Regimentsmusik ließ sich nicht mehr vernehmen. Viele Beamte verließen die Stadt und zogen ebenfalls jenseits des Rheins. Der Glanzpunkt von Pirmasens war vorüber.

Nun traten bald kriegerische Zeiten ein. Die Preußen hatten oberhalb der Stadt, auf einer Bergfläche, die Husterhöhe genannt, unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig ein Lager aufgeschlagen. Zwischen ihnen und den Franzosen, die bei Bitsch standen, fielen häufige Scharmützel vor. Am 14. September 1793 kam es vor der Stadt zu einer bedeutenden Schlacht. Die Franzosen drangen gegen die Husterhöhe vor, und die Reiterei war auf der Zweibrücker Straße schon bis an das Stadtthor gekommen. Nun stürzten sich aber die Preußen, unterstützt von einigen Regimentern, die unter der Anführung des Prinzen von Baden herbeieilten, in ihre Flanke. Die Haubitzen verbreiteten Tod und Schrecken in ihren Reihen. Zurückgedrängt und zum Theil auseinander gesprengt, wollten sie in der Richtung von Bitsch retiriren. Von dem Orte aus, wo die Schlacht entbrannt war, schien sich eine weite Fläche in der Richtung nach Bitsch hinzuziehen. Die Franzosen wußten nicht, daß nur eine Viertelstunde von der Stadt diese Fläche durch ein schroffes Thal, das Blümelsthal, unterbrochen ist. In dieses Thal stürzte nun die französische Armee in wilder Flucht, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, verfolgt von den Preußen, die hier viele zusammenhieben, aber auch viele zu Gefangenen machten. Die Franzosen verloren 4000 Mann, unter diesen 3000 Gefangene; die Preußen schlugen ihren Verlust nur auf 200 Mann an.

Von dem Speicher unseres Hauses konnte man die Husterhöhe überschauen. Dort stand nun mein Vater mit seinem Perspectiv und konnte mit demselben sogar einzelne Scenen der Schlacht, namentlich Reitergefechte erschauen. Die Schlacht zog sich so nahe an die Stadt heran, daß eine Stückkugel einen Ast an einem ganz nahe an dem Hause stehenden Zwetschenbaum abschlug.

Allein bald wandte sich das Glück des Krieges: die Preußen mußten sich zurückziehen, siegreich kamen die Franzosen ins Land

zurück, und nun begann für Pirmasens eine lange Zeit des Unglücks und des Jammers. Unaufhörliche Durchmärsche, übermäßige Einquartierungen ruinirten die Einwohner, denen ohnehin schon alle Erwerbsquellen abgeschnitten waren. Meine Eltern hatten zuweilen 10 bis 20 Mann zur Einquartierung. Waren es Reiter, so wurden die Pferde wohl in dem Hausgang aufgestellt, während alle Zimmer voll Soldaten lagen. Da diese Einquartierungen Jahre lang mit geringen Unterbrechungen fortdauerten, so kann man sich denken, wie erschöpfend sie auf das Vermögen und den Wohlstand einwirken mußten.

Nun kamen gar noch, um das Elend zu vollenden, die Plünderungen. Das französische Militär plünderte zwar niemals; selbst die armseligen, zerlumpten volontaires — welche das Volk, weil sie meistens kleine Leute waren, Grundelchen nannte — enthielten sich dessen. Allein den Truppen zogen die sogenannten commissaires nach — commissaires gripes nannte man sie —, welche vielleicht ohne alle Autorisation die Plünderungen vornahmen. Dreimal wurden meine Eltern ausgeplündert. Die erste Plünderung, die schlimmste, wurde von einem Elsässer vorgenommen. Die Pistole in der Hand, zwang er meine Mutter, alle Kästen und Laden aufzumachen. Nun ging es ans Ausleeren. Vor dem Hause waren mehrere Wagen aufgefahren, welche beladen wurden. Alles Weißzeug, alles Bettzeug, alle Kleider, die man nicht auf dem Leibe trug, wurden geraubt. Auf dem Schreibtisch meines Vaters lag ein Falzbein: auch dieses nahm der lumpige Commissar. Was wollen Sie denn damit machen? fragte ihn mein Vater. ´Das kann mir dazu dienen Pflaster zu streichen, war die Antwort. Zum Glück wurde das Silbergeschirr und auch das Geld großentheils gerettet. Sie hatte mein Vater im Keller vergraben.

In diesen Revolutionsstürmen waren auch alle Bildungsanstalten, bis auf die Primärschule, untergegangen. Früher befand sich in Pirmasens eine lateinische Schule, die großentheils von den Freipredigern bedient wurde, und die mein ältester Bruder noch besucht hatte. Diese hatte aufgehört. Die beiden Primärschulen hatten zwei Würtemberger zu Lehrern, die noch zu Landgrafs Zeiten waren herbeigezogen worden. Der eine war Herr Lachenmeyer, der andere hieß Hardt. Beide waren treue Lehrer, allein freilich

nach der Methode der alten Zeit. Was hätten sie auch leisten können in Schulen, wo 100—120 Kinder jeden Alters sich zusammendrängten? Von dem Zustande dieser Schulen wird man sich einen Begriff machen können, wenn ich sage, daß Winters jeder Schüler ein Stück Holz mitbringen mußte: damit wurde die Schulstube geheizt.

Herr Lachenmeyer war übrigens ein vortrefflicher Mann. Wohlwollend im höchsten Grad, voll Liebe zu den ihm anvertrauten Kindern, beseelt von einer aufrichtigen Frömmigkeit, besaß er viele Eigenschaften, die den guten Lehrer auszeichnen müssen. Nur waren seine Kenntnisse nicht sehr ausgedehnt. Er schrieb eine schöne, solide Schrift und hatte das Rechnen in Adam Rieses Rechenbuch studirt. Der Orthographie war er so ziemlich mächtig. Von der Geographie wußte er das Unentbehrlichste. Geschichte aber, Naturgeschichte u. s. w. waren ihm beinahe ganz unbekannt. Seine Schüler liebte er und war sehr sanft und freundlich mit den Kindern. Selten erzürnte er sich, noch seltener strafte er. Aber seine Lehrmethode war ganz die alte. Ein Theil der Schulstunden verstrich damit, daß er die ABC-Schützen einen nach dem andern herzutreten und das ABC aufsagen ließ. Dann kam es an die, welche an dem a b = ab waren. Die dritte Classe war die der Buchstabirenden. Endlich kam die oberste Classe an das Lesen. Zum Lesebuch diente nur das Neue Testament. Das einzige, was man in dieser Schule lernte, wenn man sie vom 6. bis zum 14. Jahre besuchte, war Lesen, Schreiben (in der Orthographie brachte man es aber nicht weit) und das Rechnen nach den vier Species. Die Kunst, sämmtliche Abtheilungen der Schüler in beständiger Thätigkeit zu erhalten, war den damaligen Lehrern noch unbekannt. Man wird es dem trefflichen Lachenmeyer nicht zum Vorwurfe machen, daß er damit nicht vertraut war.

Meinen Eltern war er sehr theuer. Er war ihr Gevattermann, und noch klingt in meinen Ohren der freundlich in echt schwäbischer Mundart gesprochene Gruß, wenn er bei ihnen eintrat: Ich (emp)fehle mich, Herr Gevatter, oder Frau Gevatter! Er kam viel zu uns und war so oft er erschien herzlich willkommen.

Sein College Hardt stand, was das Wissen und die Lehrmethode betraf, auf dem gleichen Punkte. Er war in seiner Schule

viel strenger und ließ nicht selten den Stock gewaltig fungiren. Ueberhaupt hatte er einen weit weniger freundlichen Charakter. Aber er war ein ziemlich guter Musiker und der nothwendige Dirigent aller Concerte, die in Pirmasens gegeben wurden, die aber freilich einen gebildeten musikalischen Geschmack wenig befriedigt haben würden. Der musikalische Lieblingsschriftsteller des Herrn Hardt war Pleyel. Ich erinnere mich, daß er zu sagen pflegte: Einen besseren Componisten gebe es nicht. Von seinem musikalischen Geschmack mag man sich daraus einen Begriff machen, daß er seinen Schülern bei jeder Gelegenheit folgende Regel vorschrieb: „Wo mer en' Agremännle (agrément, Triller) anbringe ka, mueß mers nit versäume."

Ich mochte etwa sechs Jahre alt gewesen sein, als ich zu Herrn Lachenmeyer in die Schule geschickt wurde. Morgens und Abends wanderte ich mit meinem ABC-Buch dahin. Ich sehe dieses ABC-Buch noch. Auf der Decke prangte ein Trompeter mit einem ungeheuern Helmbusche. Daneben stand das bekannte Verslein:

Ein jeder lern sein Lection,
So wird es gut im Hause stohn.

Wie fleißig ich aber auch die Schule besuchte, so lernte ich durchaus nichts, und jeden Tag, wenn ich das ABC aufsagen sollte, wiederholte sich die doppelte Scene, daß ich zuerst unmäßig lachte und am Ende weinte. Dieses kam daher: der gute Herr Lachenmeyer hatte für alle Buchstaben, um sie die Kinder unterscheiden zu lassen, eigene Benennungen. Das R war das Männle mit dem Ränzle; das X das Männle mit dem Schwänzle; das D das Männle mit dem runden Buckel, u. s. w. Wenn er mich nun fragte: wie heißt das Männle mit dem Ränzle? so kam mich ein unwiderstehliches Lachen an. Nun war es mit dem Aufsagen aus. Endlich wurde Herr Lachenmeyer unwillig und zankte mich: dann wandelte sich das Lachen in Weinen. Schluchzend kehrte ich auf meinen Platz zurück.

Herr Lachenmeyer war über meine vollkommene Ungelehrigkeit untröstlich. Noch erinnere ich mich, daß er zu meinem Vater sagte: „Herr Gevatter, ich mueß Ihne sage, der Fritz wird nie lese lerne."

So ging es lange Zeit fort. Endlich weckte mich die Eigenliebe zu größerer Aufmerksamkeit. Herr Lachenmeyer hatte einst eine gewisse Anzahl seiner Zöglinge in einen Kreis gestellt, um sie ihre Lection aufsagen zu lassen. In diesem Kreis waren auch einige Mädchen, unter andern die Tochter eines Nachbars unseres Hauses, des ehemaligen Rathes Kappler. Sie war von meinem Alter, machte aber ihre Sache ungleich besser als ich. Herr Lachenmeyer machte mich darauf aufmerksam. Ich schämte mich; meine Eigenliebe erwachte; von diesem Augenblicke an wurde ich aufmerksamer, und Herr Lachenmeyer fing an zu hoffen, daß der Fritz doch am Ende noch würde lesen lernen.

So begann meine Bildungsperiode. Doch ehe ich auf eine weitere Schilderung derselben eingehe, wird es zweckmäßig sein, daß ich von meinem häuslichen Leben ein Bild entwerfe.

Unsere Hausgenossenschaft war zahlreich. Vater und Mutter und Großmutter mit sechs Kindern bildeten schon eine ziemliche Anzahl. Hiezu kam der Proviser. Da nun auch die Magd, nach damaliger patriarchalischer Sitte, mit der Familie speiste, so versammelten sich täglich elf Personen um unsern Tisch.

Ich war meiner Großmutter Liebling und mußte in ihrem Zimmer schlafen. Hier las sie mir oft aus Starks Gebetbuch den Abendsegen vor oder zur Abwechslung eines der Gellertschen Lieder. Hundertmal hat sie mir die Geschichte der Genoveva, von dem Hähnchen und dem Hühnchen, von dem Pfannkuchen, der Füße bekam u. s. w. erzählt. Die vielen kleinen Volkslieder, die sie aus ihrer Kindheit her von Sulz mitgebracht hatte, sang sie mir gern vor, bis ich sie auswendig wußte. War sie unwohl, so verlangte sie, daß ich mit ihr auf ihrem Zimmer speiste. Je mehr sie mich liebte, desto ängstlicher war sie um mich besorgt. Aus lauter Zärtlichkeit verweichlichte sie mich. Doch verdankte ich ihr, daß ich gern zu Hause war und arbeitete.

Obwohl selten Besuch kam, war in unserem Hause doch viel Abwechslung. Jede Jahreszeit brachte nämlich ihre besonderen Beschäftigungen mit sich, sowie auch ihre besonderen Vergnügungen, und da ich nie viel zu lernen hatte, so konnte ich an allem ungehindert Antheil nehmen. Dabei wurde ich zu vielen Arbeiten in der Apotheke angezogen. Die meisten Commissionen mußte ich

machen. Je nach der Jahreszeit mußte ich auf dem Markt das Obst einkaufen, aus dem Garten die Gemüse nach Hause tragen, die Raupen von den Krautstöcken ablesen, auch wohl im Garten graben und pflanzen. Für die Apotheke mußte ich helfen die Kräuter abzupfen und auspressen. Ich wurde angehalten, Wurzeln zu schneiden und Pulver zu stoßen. Gegen Neujahr mußte ich helfen Schachteln überziehen, Rauchkerzchen und Storax bereiten zu Neujahrsgeschenken an die Kunden. Viele Tausende von Schildern für Büchsen und Gläser habe ich gemalt und geschrieben, zuweilen auch mit Vergoldungen auf den Porzellanbüchsen angebracht.

Kam im Herbst der Tag, wo das Schwein geschlachtet wurde, so half ich das Schwein stechen und die Würste hacken. Wurde Birnen- oder Zwetschenmus gekocht, so mußte ich Stunden lang den Kessel rühren, kurzum, ich versah in gewisser Beziehung die Functionen eines Factotum.

Unterdessen war durch den Frieden von Lunéville (1801) das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten worden. Auch Pirmasens ward dadurch französisch. Dieser Regierungswechsel hatte vorerst schlimme Folgen für die Stadt. In einer unfruchtbaren Gegend gelegen, ohne Handel und Industrie, hatte dieselbe ihr ganzes Dasein und ihre frühere Prosperität einzig der Anwesenheit des Landgrafen und der von ihm begründeten Militärcolonie zu verdanken gehabt. Seit dem Tode dieses Fürsten waren ihre wesentlichen Hilfsquellen schon versiegt. Nun kamen die drückenden Kriegsjahre, die übermäßigen Einquartierungen, die Plünderungen. So lange das linke Rheinufer noch nicht an Frankreich abgetreten war, erhielten wenigstens die in Pirmasens zurückgebliebenen Soldaten und Beamten noch ihre Pension. Mit dem Frieden von Lunéville fiel diese nun aber weg. Und nun entstand in Pirmasens eine Armuth, von der man sich keinen Begriff machen kann. Das grenzenlose Elend trieb viele Einwohner zur Bettelei. Schaarenweise zogen sie aus nach einem Stückchen Brod. Weithin waren die Pirmasenser Bettler bekannt. Jetzt fingen einige an, das umliegende Land zu bebauen und in demselben Kartoffeln zu pflanzen. Mit unsäglicher Mühe trugen sie an vielen Stellen Erde auf die Felsen, um hier etwas erzielen zu können. Andere suchten einige Kreuzer dadurch zu erwerben, daß sie Körbe voll weißen Sandes

bis in die Pfalz hinein trugen. Erst nach und nach arbeitete sich Pirmasens aus seinem entsetzlichen Elende heraus. Zu einer ergiebigen Erwerbsquelle wurde späterhin der Schuhhandel.

Ein anderer Uebelstand war, daß jetzt in allen Zweigen der Administration die französische Sprache eingeführt wurde, die Niemand verstand. Wie quälten sich die Lehrer und die Beamten ab, um in ihren alten Tagen noch einige Worte französisch zu lernen! War es nun den Alten nicht möglich, sich die Sprache der siegreichen Nation anzueignen, so sollte doch die Jugend früh mit ihr bekannt gemacht werden. Aber da war freilich guter Rath theuer! Es fand sich in der ganzen Stadt Niemand, der einen erträglichen Unterricht im Französischen hätte ertheilen können.

Mein Vater auch fühlte die Nothwendigkeit, mich in dieser Sprache unterrichten zu lassen. Er führte mich deshalb zu dem katholischen Schullehrer, der, von Geburt ein Lothringer, das Französische sprechen konnte. Herr Meyer, so hieß er, war ein guter Mann, mild und freundlich gegen seine Schüler, aber im Ganzen sehr unwissend. Das Französische hatte er blos aus Uebung erlernt; mit der Grammatik aber war er nicht vertraut und nicht im Stande, auch nur eine Zeile orthographisch zu schreiben. Noch erinnere ich mich des Tages, wo ich zu ihm gebracht wurde. Er fing damit an, mir die Buchstaben des französischen Alphabets in kolossalen Dimensionen vorzumalen. Lange mußte ich diese nachmalen, bis ich an die Currentschrift kam. Später wurde mir auch eine Grammatik in die Hand gegeben: es war die Meidingersche, die damals allgemein verbreitet war. Wie oft mußte ich diese durchmachen und die in ihr befindlichen Uebungsstücke übersetzen! Ueberhaupt ließ mich Herr Meyer immer nur übersetzen, bald aus dem Deutschen ins Französische, bald aus dem Französischen ins Deutsche, aber ohne je etwas zu corrigiren.

Mein Vater sah am Ende ein, daß ich mit diesem Unterricht nicht vorankommen könne. Er war deswegen darauf bedacht, mir einen anderen Lehrer zu geben. Da erschien eines Tages ein ehemaliger Sergent-major der französischen Armee in Pirmasens, um hier Unterricht zu ertheilen. Er hieß Crédit, ein kleiner, munterer, äußerst lebhafter Mann mit einer echt französischen Physiognomie. Er hatte eine Frau aus der Schweiz mitgebracht. Beide befanden


F.B. 1817


F.B. 1817

sich in der äußersten Armuth. Herr Crédit eröffnete nun in einem ihm aus Gnade und Barmherzigkeit zur Verfügung gestellten Locale seine Schule. Es fanden sich ziemlich viele Schüler ein. Bald aber hatte ich erkannt, daß Monsieur Crédit auch von der Grammatik so viel als nichts wußte und gar nicht orthographisch schreiben konnte. Er konnte also nichts erklären und nichts corrigiren. Was ihm bei seinen Schülern nicht weniger schadete, das war das deutsche Kauderwelsch, das er sprach, und das uns oft gewaltig lachen machte. Indessen hatte er mich liebgewonnen. Darum schlug ich ihm vor, bisweilen mit mir spazieren zu gehen. Das nahm er an. Auf diesen Spaziergängen unterhielt ich mich nun mit ihm, so gut es gehen wollte, und fühlte bald, daß ich hierdurch in meiner französischen Sprachkenntniß viel besser vorankam, als durch seine Lehrstunden.

Der gute, joviale Monsieur Crédit, der ungeachtet des ziemlich zahlreichen Besuches seiner Schule immer mit dem Hunger kämpfte, schloß nach etwa zwei Jahren seine Anstalt und wurde als Huissier nach Auweiler versetzt. Seine Anhänglichkeit hat er mir später noch öfters zu erkennen gegeben.

Es wäre schlimm um die Kinder der besten Familien in Pirmasens gestanden, wenn nicht die beiden lutherischen Geistlichen der Stadt, Herr Hartneck, später Dekan, und Herr Fabricius, sich ihrer angenommen und durch ihren Unterricht für ihre Fortbildung gesorgt hätten.

Beide waren sehr verschiedenen Charakters: der erste von geringer Bildung und einer rauhen, leidenschaftlichen Gemüthsart, noch befangen in dem alten pädagogischen Princip, daß man mit dem Stock alles erzwingen kann und denselben daher fleißig und kräftig walten lassen muß, der andere viel gelehrter, im Lateinischen namentlich bewandert, auch des Griechischen nicht ganz unkundig, dabei wohlwollend und freundlich gegen seine Schüler.

Wir waren etwa 14 bis 15 Knaben aus den Familien der sogenannten Honoratioren der Stadt; außerdem einige denselben Familien angehörige Mädchen. Herr Pfarrer Hartneck unternahm es, uns im Französischen, in dem deutschen Styl, in der Geschichte und der Geographie zu unterrichten. Wirklich besuchten wir auch

seinen Unterricht einige Jahre lang. Was aber dabei herauskam, wird aus folgenden Bemerkungen erhellen.

Im Französischen war unser Lehrer selbst wenig beschlagen. Er auch ließ es bei der unglückseligen Meidingerschen Grammatik bewenden. Seine Aussprache des Französischen war schauderhaft. Seine grammatikalischen Kenntnisse lassen sich aus einem Zuge, der mir im Gedächtniß geblieben ist, ermessen. Einst fragte ihn der Schüler einer, ob denn das Pronomen relativum qui auch angewandt würde, wenn es sich auf ein Femininum bezöge? Die Frage setzte ihn offenbar in Verlegenheit. Endlich antwortete er: Nein, in diesem Falle muß man quelle sagen. Diese Aeußerung, deren Falschheit ich erkannte, untergrub mein Vertrauen zu seinem Wissen im Französischen.

Die Uebungen im deutschen Styl, zu welchen er uns anhielt, bestanden darin, daß er uns sogenannte Contenta zu Briefen dictirte, in denen wir bei einem Landbewohner so und so viel Malter Kartoffeln bestellen oder einem Käufer die Zusendung von so und so viel Malter Weizen um einen gegebenen Preis ankündigen sollten.

Bei seinem Unterricht in der Geschichte war sein Leitfaden ein Compendium von Hilmar Curas, in Fragen und Antworten, das sich weit mehr mit Sardanapal als mit Carl dem Großen beschäftigte und bei jedem römischen Kaiser sorgfältig seinen Wahlspruch angab. Doch kamen wir über die Kaiser des zweiten Jahrhunderts nicht hinaus. Das Einzige, was mir von diesem Geschichtsunterricht geblieben ist, ist, daß ich noch heute die römischen Kaiser des ersten Jahrhunderts der Reihe nach angeben kann. Von der Geschichte der späteren Zeit hätte ich nichts erfahren, wenn ich nicht bei meinen Eltern den ersten und dritten Band von Imhoffs historischem Bildersaal gefunden hätte, die mich wegen der eingedruckten Bilder doppelt interessirten, und aus welchen ich einige ganz zusammenhangslose Namen und Facten kennen lernte.

Der geographische Unterricht stand im Verhältniß zu dem historischen. Die meiste Zeit wurde damit zugebracht, die Eintheilung Frankreichs in Departemente kennen zu lernen. Das war ein Studium, das unser Lehrer mit uns trieb, da ihm diese Eintheilung ebenso unbekannt war als uns. Unendlich störend griffen in diesen Unterricht die Zornanwandlungen des Mannes

ein. Bei der geringsten Veranlassung griff er zum Stock, und da er außerordentlich kurzsichtig war, so schlug er rücksichtslos drein, die Streiche mochten hinfallen, wo sie wollten.

Anders war es mit den Lehrstunden beschaffen, die uns Herr Fabricius ertheilte. Er war mit meinem Vater sehr befreundet und hatte mich über die Taufe gehalten. Er hatte daher für mich ein besonderes Wohlwollen, und auch ich liebte diesen Mann und hatte großes Zutrauen zu ihm.

Er hatte es übernommen, uns im Lateinischen zu unterrichten, und ertheilte seine Lehrstunden mit Eifer und Gewissenhaftigkeit. Seine Freundlichkeit, seine Munterkeit, in der er nicht verschmähte, manchen Spaß mit uns zu machen, ließen uns an seinem Unterrichte Geschmack finden, obgleich seine Methode, nach alter Weise, außerordentlich schleppend war. Lange Zeit mußten wir uns an den Paradigmata der an sich nicht schlechten Wenkschen Grammatik abarbeiten; dann ging es an ein Auswendiglernen von Vocabeln nach Schellers kleinem Wörterbuch. Erst nach einem Unterricht von zwei bis drei Jahren kamen wir an den Cornelius Nepos; zu einem andern Autor haben wir es unter der Leitung des Herrn Fabricius nicht gebracht.

In diesen verschiedenen Lehrstunden war es mir nicht schwer, die erste Stelle zu erringen und zu behaupten, und hätte ich Anlage zur Eitelkeit gehabt, so hätten mich die Lobsprüche, die mir sehr oft, besonders von dem trefflichen Fabricius ertheilt wurden, sehr leicht hochmüthig machen können. Es ist mir aber nicht erinnerlich, daß ich jemals auch nur die leiseste Anwandlung davon verspürt hätte.

Nachdem ich im Lateinischen einige Fortschritte gemacht hatte, wollte ich mich auch mit dem Griechischen bekannt machen. Allein es fehlte mir an Büchern. Ich fand endlich bei einem Dreher ein altes, ziemlich zerrissenes Exemplar der Halleschen Grammatik und unter den Büchern im väterlichen Hause ein griechisches Neues Testament. Ich fing nun das Griechische für mich an. Die nothwendigsten Paradigmata lernte ich nach und nach und nahm nun das griechische Neue Testament zur Hand. Da es mir aber an einem Wörterbuch gebrach, so konnte ich nicht leicht vorankommen. Ich half mir mit der deutschen Uebersetzung des Neuen Testamentes und kam endlich so weit, daß ich, jedoch nur sehr nothdürftig, in

den Evangelien hie und da etwas verstehen konnte. Herr Fabricius nahm sich endlich meiner an und gab mir einige Zeit lang eine Lehrstunde im Griechischen. Ich kam aber nicht weiter als bis zum genauen Einlernen der Verba und dem Uebersetzen einiger Capitel im Lucas.

Zu diesen Lehrstunden kam nun noch eine musikalische Lection: ein alter Hofkammerrath, Namens Schüler, gab mir Unterricht im Flötenspielen. Schon vorher hatte ich von selbst das Flageolet zu blasen gelernt. Zu dem alten Schüler ging ich gerne, weniger wegen seines Unterrichts, der ganz praktisch war (von musikalischer Theorie kam nichts vor), als weil der Mann viele Bilder hatte, unter denen einige sehr gute Porträts fürstlicher Personen waren. Ich brachte es so weit, daß ich in den von Herrn Schullehrer Hardt organisirten Concerten meine Partie blasen konnte, auch einen ganzen Winter durch bei einer ambulanten Schauspielergesellschaft im Orchester figurirte.

Die Vertrautheit mit dieser Gesellschaft beruhte besonders darauf, daß die eine der sie bildenden Familien einen Sohn meines Alters hatte, mit dem ich genaue Bekanntschaft angeknüpft. Ich hatte daher Gelegenheit, das Leben und Treiben dieser Classe von Menschen zu beobachten. Hätte ich Goethes beschreibendes Talent, so könnte ich von denselben Schilderungen entwerfen, die, auf eigene Anschauung gegründet, nicht weniger interessant wären als die in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Die Herren Zier, Erzelius, Czwalina, Wißmund u. s. w., die diese Gesellschaft bildeten, stehen noch klar vor meinen Blicken, und von ihren Haushaltungen, ihrem Treiben, ihrer Misère und den unter ihnen herrschenden Zerwürfnissen habe ich eine ganz deutliche Vorstellung erhalten.

Die mir ertheilten Lehrstunden, die im Ganzen sehr wenig zahlreich waren, ließen mir viele freie Zeit; weniger Muße hatte ich in dem Wintersemester, in welchem ich den Confirmandenunterricht besuchte. Herr Pfarrer H. ertheilte mir denselben. Erbärmlicher als dieser Unterricht war, läßt sich kaum etwas denken. Wir waren ungefähr 80 bis 100 Schüler und Schülerinnen, unter diesen viele Bauernkinder, die theilweise jeden Tag einen Weg von zwei Stunden durch Regen und Schnee zu machen hatten, um dem Unterrichte beiwohnen zu können. Diesen allen sollte nun der lutherische Catechis-

mus beigebracht werden. Von den zwei Lehrstunden, die jeden Tag ertheilt wurden, ging wenigstens eine darauf, diesen Catechismus abzuhören. Wenn ein Schüler sein Pensum nicht wußte, bekam er Prügel. Von einer Erklärung des Catechismus war keine Rede. In der zweiten Lehrstunde wandte sich gewöhnlich Herr H. an uns, um uns einen etwas höheren Unterricht zu ertheilen. Ich habe aber von demselben schlechterdings keine weitere Erinnerung behalten, als die der unendlichen Langweile, die er mir verursachte. Nie habe ich bei demselben eine religiöse Gefühlsanwandlung verspürt.

Daß ein solcher Unterricht bei mir keine frommen Ueberzeugungen begründen konnte, wird man leicht begreifen. Schlimmer war es, daß er mir schwere Zweifel einflößte. Ich weiß mich noch sehr gut des Tages zu erinnern, da mich auf einmal der Gedanke überfiel: ob nicht Alles, was man uns von Religion sagte, eitel Täuschung wäre? Diesen Zweifel habe ich lange nicht los werden können. Der Gottesdienst konnte ihn nicht beseitigen, denn mit diesem war es in Pirmasens auch erbärmlich bestellt. Nur einen einzigen Moment der Rührung empfand ich in dem Confirmandenunterricht, nämlich als am Schlusse der letzten Stunde Herr Pfarrer H. seine weiße Mütze vom Kopfe nahm und in einem Gebete die Kinder, welche er bisher unterrichtet, Gott anempfahl. In diesem Augenblicke waren alle Grobheiten dieses Mannes vergessen. Die Rührung ergriff zuerst die Mädchen, dann auch die Knaben. Hiemit war aber auch Alles abgethan. Die Confirmation beschäftigte mich besonders wegen des neuen mausgrauen Fracks, den ich bekam, der gelben Knöpfe, die man aus Zweibrücken dazu verschrieb, und des Hutes, den ich mir selbst bestellen durfte.

Der vorherrschend kritische Charakter meiner Theologie gründet sich wohl auf meine ganze Individualität; doch mag es wohl sein, daß auch der Eindruck, welchen der in meiner Kindheit mir ertheilte Religionsunterricht auf mich machte, zu demselben beigetragen hat.

V. Nach der Confirmation.

Nach der Confirmation hatte ich noch viel mehr freie Zeit als vorher. Viele Stunden wurden im Spiel mit meinen Kameraden zugebracht; doch noch mehr in allerlei Arbeiten, die ich mir selber

schuf, und in welchen meine Erfindungsgabe sich erprobte. Die meisten Spiele wurden in den Ruinen des landgräflichen Schlosses vorgenommen. Dieses war nämlich unterdessen, weniger durch die Franzosen als durch die Einwohner der Stadt, aufs greulichste zerstört worden. Alle Fußböden waren eingeschlagen; im obersten Stockwerk war auch die Treppe abgebrochen worden. Man konnte von oben durch das Gebälke hindurch bis in die unteren Stockwerke hinabblicken. Auf diesem Gebälke trieben wir uns nun herum, als ob wir festen Boden unter den Füßen hätten. Daß ein Fehltritt einen Sturz durch die 4 bis 5 Stockwerke hindurch, der uns unfehlbar das Leben kosten würde, zur Folge haben könne, fiel uns nicht ein. Es zog mich eine besondere Liebe zu diesen Ruinen hin. Viele Stunden brachte ich allein in denselben zu, mich träumerisch in die Zeit zurückversetzend, wo der Landgraf mit seinem Hofstaat hier hauste. Ich redete mir ein, ich müßte, bei genauem Durchsuchen, endlich noch einmal einen interessanten Fund thun. Allein ich fand nie etwas Anderes als Stecknadeln und Knöpfe von den zerrissenen Uniformen der Soldaten der französischen Republik.

Meine Spaziergänge richtete ich, wenn ich allein war, gern auf eine oberhalb der Stadt gelegene Anhöhe, der Horeb genannt, von wo man eine weite Aussicht über die wellenförmig sich aneinander reihenden und gegen die Pfalz zu im blauen Duft sich verlierenden Berge hat. Stundenlang stand ich hier oben und blickte über diese blauen Berge hin. Es zogen da allerlei Ahnungen durch meine Seele, die indeß zu dunkel waren, als daß ich sie mir hätte deuten können. Doch wiesen sie darauf hin, daß ich hinaus müßte in die Welt, in fremde Gegenden, unter fremde Menschen, um meine Kenntnisse zu vermehren und dort mein Glück zu bauen. War auch mein Begriff von dem erträumten Glücke sehr verworren, so ist mir doch erinnerlich, daß gewöhnlich drei Elemente sich in demselben zusammenfanden: Umgang mit hochstehenden Männern, Bücher, Gemälde und andere Kunstschätze. An Geld dachte ich nicht von ferne, eben so wenig an sinnliche Genüsse. Sind auch diese Ahnungen des mir bevorstehenden Glückes nicht in vollem Maße in Erfüllung gegangen, so kann ich doch in einem gewissen Sinne mit Goethe sagen: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle.“ Viel Geld habe ich nicht erworben; um

sinnliche Genüsse habe ich mich nie bekümmert: dagegen bin ich in meinem Leben zu vielen hochgestellten Personen in Beziehung getreten; ich habe mir eine bedeutende Bibliothek gesammelt; meine Wohnung ist mit Bildern geschmückt, und mit den Kunstschätzen Deutschlands und Frankreichs bin ich genau bekannt geworden. Habe ich auch keine sehr großen Reisen gemacht, so bin ich doch in manchen Gegenden herumgekommen und habe deren Sitten und Gebräuche kennen gelernt. Es war also doch so, daß in den einsamen Stunden, die ich auf dem Horeb zubrachte, mein künftiges Geschick in dunkler Ahnung an meinem Geiste vorüberzog.

In kleineren Städten hat die Jugend eine Freiheit, die ihr in größeren Städten durchaus abgeht. Ich genoß dieselbe in desto größerem Maaße, als ich in Pirmasens überall bekannt war, und benützte sie, um ohne Scheu bei Handwerksleuten aller Gattung einzutreten und sie bei ihrem Gewerbe zu beobachten. So wurde ich mit der Hantirung der Schlosser, Schreiner, Drechsler, Buchdrucker u. s. w. vertraut; hie und da, wo ich genauer bekannt war, legte ich wohl selbst Hand mit an und half den Leuten bei ihrer Arbeit. Die so gewonnenen Fertigkeiten sind mir später oft zu statten gekommen.

Zu Hause, wenn meine Eltern mich nicht zu den tausenderlei Dienstleistungen gebrauchten, von denen ich oben gesprochen, war meine liebste Beschäftigung Zeichnen und Malen. Der Sinn dafür erwachte bei mir sehr frühe. So weit ich zurückdenken kann, zeichnete und malte ich; alle meine Schreibbücher waren von frühem an mit Illustrationen bedeckt. Leider war Niemand in Pirmasens, der mir in dieser Kunst die geringste Anleitung hätte geben können; ich war also dabei auf meine eigene Erfindungsgabe beschränkt. Selten geschah es, daß mein Vater, wenn einmal ein wandernder Bilderkrämer in unser Haus kam, mir einige schlechte Holzstiche für ein paar Kreuzer kaufte. Ich zeichnete daher ab, was mir nur immer vorkam, Bilder, die ich in Büchern fand, solche, welche die Wände unseres Hauses und die Häuser unserer Bekannten schmückten. Wenn ich in einem Hause ein Bild sah, das mich fesselte, so suchte ich es mir so deutlich als möglich einzuprägen, um es daheim zu reproduciren. Gelang es mir nicht gleich, so ging ich sechs- bis achtmal in jenes Haus, bis ich das Bild so völlig in mich aufgenommen

hatte, daß ich es aus dem Gedächtnisse nachzeichnen konnte. Dies war für mein Auge eine sehr nützliche Uebung, und meine Fertigkeit, mich durch aufmerksame Anschauung eines Kunstwerkes ganz zu bemächtigen, mag wohl darin ihre erste Begründung haben. Einigen Impuls erhielt meine Liebe zum Zeichnen durch einen Apothekergehülfen, der einige Jahre in unserem Hause zubrachte. Er hieß Jacobi und war ein treuer, intelligenter Mensch. Er malte Blumen, zwar sehr dürftig, aber doch zur Bewunderung der Pirmasenser. Unter seiner Anleitung fing ich auch an, Blumen und Früchte zu malen. Meine Kunstfertigkeit in dieser Beziehung wurde bald im ganzen Städtchen bekannt. Daher wurde ich von den Damen des Ortes mit Bitten bestürmt, für sie Stammbuchblättchen zu verfertigen. Gott weiß, wie viele Gewinde von Rosen und Vergißmeinnicht ich so gemalt habe! Von einem Kameraden lernte ich auch das Silhouettiren und das Vergolden des Glases, und wir verfertigten zusammen eine Menge von Silhouetten, die ich mit Arabesken umgab, zu denen ich die Muster aus allerlei Büchern zusammenbrachte.

Gern hätte ich mich auch mit Lectüre beschäftigt, wenn nicht die guten Bücher so selten gewesen wären. Meine erste Lectüre war der Robinson, welchen mir die Tochter des Geheimen Rathes Jäger (sie wurde später die Frau des Pfarrers Jaeger an Alt St.-Peter in Straßburg), die mich in Affection genommen hatte, lieh. Von ihr erhielt ich noch andere Bücher. Am interessantesten war mir die Kupfersammlung zu Basedows Elementarwerk, die mir zum Zeichnen Modelle lieferte. Viele Bücher bezog ich auch von einer Leihbibliothek. Leider fanden sich in derselben beinahe nichts als die schlechten Gespenster- und Ritterromane von Cramer, Spieß u. A., die ich aber mit dem größten Interesse verschlang. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn mir damals einige gute historische oder literarische Schriften in die Hände gefallen wären. Solche waren aber in meiner Vaterstadt nicht zu finden.

Indessen beschäftigte ich mich auch mit ernsten Gegenständen. Während eines Winters, da ich in Folge einer Krankheit lange zu Hause bleiben mußte, fing ich für mich an, den Curtius Rufus zu übersetzen. Es kostete mich Anfangs nicht wenig Mühe, doch ging es mir nach und nach leichter von statten. Aus dem Deutschen

ins Lateinische übersetzte ich die ganze Mythologie des bekannten Handbuchs von Eschenburg. Ich bedauerte nur, Niemanden zu haben, der mir meine Arbeit corrigirt hätte.

So war ich überall auf mich selbst angewiesen. Nur langsam und mühsam konnte ich auf diese Weise vorwärts kommen; allein diese Nothwendigkeit, durch eigene Anstrengung zu erringen, was ich lernen wollte, war mir auf der anderen Seite wieder sehr vortheilhaft. Sie trieb mich, die in mir liegenden Kräfte in Bewegung zu setzen und sie durch die mir entgegentretenden Schwierigkeiten zu üben. Außerdem entwickelte sich dadurch in mir eine gewisse Selbständigkeit des Geistes, die sich in meinem ganzen nachfolgenden Leben bewährte. Ich darf wohl sagen: das Meiste, was ich weiß, verdanke ich nicht meinen Lehrern, sondern meinen eigenen Anstrengungen, und es ist keine Ueberzeugung in mir, die ich aus Büchern geschöpft hätte: alle sind die Frucht meines freien Denkens und meiner Lebensereignisse.

Das 14. Lebensjahr hatte ich zurückgelegt und war confirmirt. Es entstand daher die wichtige Frage: welchen Stand ich denn ergreifen sollte? — Wäre es meinem Wunsche nach gegangen, so wäre ich Maler geworden. Dazu war aber keine Möglichkeit vorhanden. Eben so unmöglich war es meinen Eltern, mich nach gehöriger Vorbereitung nach Paris in die Ecole polytechnique zu schicken. Mein Vater schlug mir vor, bei ihm die Apothekerkunst zu erlernen und sodann Medizin zu studiren. Sein Grundsatz war nämlich: ein guter Arzt müsse zuerst als Apotheker studirt haben. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen. Als ich aber zur Erlernung des Apothekergeschäftes ernstlich angehalten wurde, ergriff mich ein solcher Widerwille dagegen, daß ich erklärte, nicht länger darin fortfahren zu wollen. Man entwarf nun einen anderen Plan für meine Zukunft. Neben meinem elterlichen Hause wohnte ein Buchdrucker, Namens Rost, zu diesem sollte ich in die Lehre gethan werden. Meine Eltern hofften, daß, wenn ich das Buchdruckergeschäft gründlich erlernt hätte, ich vielleicht bei meinem Onkel Wittich, dem Hofbuchdrucker in Darmstadt, ein glückliches Unterkommen finden würde. Der Plan war wohl ausgedacht. Ich kam zu Herrn Rost und fing an, bei dem Setzen von Kalender- und Schinderhannes-Geschichten, die damals sehr in Aufnahme waren,

zur Hand zu gehen. Bald war ich aber auch dieses Geschäftes überdrüssig und erklärte, daß ich mich demselben nicht widmen wolle.

Unterdessen war ich an den Rötheln krank geworden. Meine gute alte Großmutter wachte bei mir, und während einer Nacht, die sie an meinem Bette zubrachte, entwarf sie für meine Zukunft einen anderen Plan. Ich sollte Theologe werden und zu diesem Ende so bald als möglich das Gymnasium in Zweibrücken besuchen. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie sie mir diesen Plan eröffnete und mich fragte, ob ich zustimmen könne? Ich kann nun nicht sagen, daß mich ein innerer Beruf zur Theologie getrieben hätte. Allein der Gedanke, zu studiren und bald auf das Zweibrücker Gymnasium zu kommen, hatte für mich zu viel Reiz, als daß ich hätte widerstehen können. Uebrigens führte meine gute Großmutter noch ein anderes Argument an, das damals von großem Gewichte war. Es war die Zeit, wo die Conscription der Schrecken aller Familien geworden war. Die unaufhörlichen Kriege Napoleons erforderten einen Bedarf an Menschen, der in das Unglaubliche stieg. Von den jedes Jahr in die Conscription fallenden jungen Leuten blieben beinahe nur die vom Kriegsdienste verschont, die irgend eines Gebrechens wegen untauglich waren. Zuweilen reichte die Zahl der Conscribirten nicht einmal aus, um den wachsenden Anforderungen zu entsprechen. Einen Stellvertreter zu finden war fast unmöglich, weil beinahe keine jungen Leute mehr disponibel waren, und die wenigen, die noch für andere einstehen konnten, fast unerschwingliche Summen verlangten. Meine Großmutter machte nun darauf aufmerksam, daß, wenn ich Theologie studirte, ich von dem Militärdienste eximirt werden würde. Auf meine Eltern machte dieser Grund, wie man leicht begreifen kann, einen großen Eindruck; auch für mich hatte er eine nicht geringe Wichtigkeit, weil der Gedanke, den Tornister und die Flinte tragen zu müssen, für mich durchaus nichts Reizendes hatte.

Da nun meine Eltern den Vorschlag meiner Großmutter billigten, so wurde beschlossen, daß ich nach den Osterfeiertagen in das Gymnasium von Zweibrücken eintreten, vorher aber mit meinem Vater eine Reise dahin machen sollte, um mich dem Director des Gymnasiums vorzustellen und zugleich ein gutes Haus auszufinden, wo ich Kost und Logis erhalten würde.

Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo diese Reise vor sich gehen sollte. Ein Freund meines Vaters, der ehemalige Regierungs-rath Kappler, lieh uns seinen alten Wagen. Mein guter Pathe, Herr Professor Fabricius, bot sich uns zum Begleiter an. So fuhren wir denn eines Morgens mit gespannter Erwartung nach dem nur fünf Stunden entfernten Zweibrücken. Dort war unser erster Gang zu Herrn Faber, dem Director des Gymasiums, der uns sehr freund-lich empfing. Seiner Gewohnheit nach machte Herr Fabricius viel Aufhebens von meinen Talenten und meinem Fleiße, was Herrn Faber ein ironisches Lächeln ablockte. Von da gingen wir zu dem ehemaligen Hofperrückenmacher Schneider, in dessen Hause ich in Kost treten sollte. Nachdem so das Nothwendige abgethan war, speisten wir in ansehnlicher Gesellschaft (für mich ein Ereigniß!) an der Wirthstafel und fuhren am Abend nach Hause zurück.

Wie wohl es mir auch in Zweibrücken gefallen hatte, so dachte ich doch nicht ohne ein gewisses Bangen an den Augenblick, wo ich nun wirklich in das Gymnasium eintreten würde. Meiner Unwissen-heit mir wohl bewußt, drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf: In welche Classe wird man dich thun, und wie wird es dir da ergehen? Ich dachte mir, daß sämmtliche Schüler es in der Gelehrsamkeit sehr weit gebracht hätten. Endlich kam der Tag, dem ich so lange entgegengesehen hatte und wo ich mich zum ersten Mal aus dem elterlichen Hause entfernen sollte. Mein Vater begleitete mich abermals nach Zweibrücken, und nicht ohne Rührung nahm ich Abends Abschied von ihm. In wenigen Tagen sollte ich meine Gymnasialstudien beginnen.

VI. Gymnasialstudien in Zweibrücken.

Vorerst lernte ich das Haus kennen, in welchem mir Kost und Logis zugesagt waren. Herr Schneider war ein freundlicher munterer Mann von vorgerücktem Alter, der nach guter alter Weise kurze Beinkleider und einen aufgebundenen Zopf (Catayan) trug. Er war in seinen jüngeren Jahren, um sich in seiner Kunst zu ver-vollkommnen, nach Paris gegangen und hatte dort das Französische ziemlich fertig sprechen gelernt. Er war sodann bei dem Herzog Christian Perrückenmacher geworden, und in gleicher Qualität bei

dessen Nachfolger, dem Herzog Carl, geblieben. Der erstere dieser Fürsten, der auch wirklich viele gute Eigenschaften besaß, war sein Abgott, von dem er stets mit hoher Begeisterung sprach. Auf den letzteren dagegen, der ein höchst unsittlicher Mensch und ein abscheulicher Tyrann war, war er nicht gut zu sprechen. Ein Perrückenmacher war nun in jener Zeit überhaupt eine wichtige Person, um so wichtiger, wenn er sein Amt bei einem Fürsten versah und mit ihm, mit den Gliedern der fürstlichen Familie und den Würdenträgern des Hofes auf einem gewissen vertraulichen Fuße stand. Herr Schneider, eine schöne, ansehnliche Figur, war überall wohl gelitten und einer der beliebtesten Tänzer auf den Bällen. Seine Frau war eine gutmüthige Person, doch nichts weniger als geistreich. Er lebte mit ihr in kinderloser Ehe und hatte eine Nichte zu sich genommen, ein angenehmes und ziemlich gebildetes Frauenzimmer aus Bergzabern. Unter diesen guten Menschen war es mir bald heimisch zu Muthe. Desto weniger gefiel mir das Logis, welches mir angewiesen wurde. Es war eine elende Dachkammer mit einem einzigen kleinen Fenster. Der ganze Hausrath darin bestand aus zwei Betten, zwei Tischen, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, und drei elenden Stühlen. Im Sommer war diese Kammer heiß zum Ersticken, im Winter entsetzlich kalt. Die Giebelwand überzog sich dann mit einer dicken Eiskruste, die des Nachts funkelte, als ob es Edelsteine wären. Hier wohnte ich nun mit zwei anderen Schülern des Gymnasiums, dem Bruder der vorhin genannten Nichte und einem jungen Reichardt aus der Pfalz. Denke ich zurück an jene Zeit, so ist es mir beinahe unbegreiflich, wie wir es, zu drei, in dieser elenden Dachkammer aushalten konnten. Heut zu Tage würde man es kaum wagen, der geringsten Magd eine solche Wohnung anzuweisen.

Den Winter über mußten wir alle drei in der Wohnstube arbeiten, die allein in dem ganzen Hause geheizt wurde. Hier gab es nun viele lästige Störungen. Nicht selten nahm ich im Unwillen mein Buch und ging zu einem Kameraden, nur um das Nothdürftigste arbeiten zu können.

Vor meinem Eintritt ins Gymnasium sollte ich mich einem Examen unterwerfen, damit man sähe, in welche Classe ich aufgenommen werden könnte. Mit der lebhaftesten Unruhe erwartete ich

dieses Examen. Noch ist mir der Augenblick vollkommen gegenwärtig, wo eines Morgens eine Magd in das Schneidersche Haus kam, mir zu melden, daß ich des anderen Tages um 10 Uhr zu Herrn Assessor Berkmann kommen solle, um mich von ihm examiniren zu lassen. Wie klopfte mir das Herz, als ich um die angezeigte Stunde mich in die Wohnung des alten Herrn begab. Beinahe gänzlich aber schwand meine Angst, als ich des Mannes ansichtig wurde. Einen schöneren, liebenswürdigeren Greis habe ich nie gesehen. Er war 80 Jahre alt und hatte sein ganzes langes Leben im Schulfache zugebracht. Sein Haar war silberweiß; es lag auf seinen schönen, regelmäßigen Zügen eine Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, die ihm von vornherein alle Herzen gewinnen mußte, und zugleich ein Friede, der es fühlen ließ, daß die Seele dieses Mannes keiner leidenschaftlichen Aufregung fähig war. Noch ehrwürdiger machte den trefflichen Berkmann der alterthümliche braune Ueberrock, den er trug. Sein geräumiges Studirzimmer war ringsum von Schäften umgeben, auf welchen Bücher standen, von denen nicht wenige die Spuren eines häufigen Gebrauches trugen. Doch lag auf diesen Schäften auch eine ganze Collection langer Pfeifen, die auf den einzigen sinnlichen Genuß hindeuteten, welchen der liebenswürdige Greis sich erlaubte.

Er empfing mich wie ein Vater und fing alsbald sein Examen mit mir an. Er ließ mich etwas aus dem Curtius exponiren, dictirte mir dann ein deutsches Thema, das ich, so gut ich es vermochte, ins Lateinische übersetzte. Er schien mit diesen meinen Leistungen nicht unzufrieden zu sein. Nun kam das Griechische an die Reihe; er legte mir aus dem griechischen Neuen Testamente den Abschnitt von der Hochzeit zu Cana vor, den ich ohne Schwierigkeit übersetzte. Darauf kündigte mir Herr Berkmann an, daß ich fähig wäre, in die Secunda aufgenommen zu werden und des folgenden Tages in dem Gymnasium erscheinen sollte.

Wie vergnügt ging ich nach überstandener Prüfung nach Hause! Meine Mitpensionäre wünschten mir Glück zu meinem Erfolge, und Reichardt fand es gar schön, daß ich mit ihm die gleiche Classe besuchen sollte. Er nahm mich des andern Tages mit ins Gymnasium. Ich traf in dem Raume, wo die Secunda sich versammelte, etwa 20 bis 25 Knaben, die mich sehr freundlich empfingen und

durchaus haben wollten, daß ich die erste Stelle einnähme, was ich natürlich ablehnte. Doch hatten sie keine Ruhe, bis ich mich neben Reichardt an den dritten Platz setzte.

Nun fingen meine Gymnasialstudien an, von welchen ich mir so unendlich viel versprochen hatte, die mich aber nicht weit geführt hätten, wenn ich mir nicht durch eigene Arbeiten vorangeholfen hätte.

Das Zweibrücker Gymnasium war leider damals nicht mehr das blühende, berühmte Gymnasium illustre, wie es zwanzig Jahre vorher unter den Professoren Crellius, Exter und Embser gewesen war. Die unglückseligen Zeiten der Revolution hatten verderblich auf dasselbe eingewirkt und es in tiefen Verfall gebracht. Es bestand nur noch aus vier Classen oder eigentlich aus drei, da wegen Mangels eines Lehrers die II. und III. Classe momentan vereinigt waren. Das lehrende Personal war aus folgenden Männern zusammengesetzt: Die Quarta war Herrn Heintz anvertraut, einem der beiden reformirten Prediger, der später, nachdem die Rheinpfalz an Baiern gekommen war, als Oberconsistorialrath nach München berufen wurde. Herr Heintz war zwar ein unendlich langweiliger Prediger, aber im Uebrigen ein unterrichteter Mann. Er hatte sich viel mit vaterländischer Geschichte abgegeben und seine Studien darüber durch eine kleine Schrift: „Das ehemalige Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken während des dreißigjährigen Krieges", 1810, beurkundet. Auch in der Mathematik war er nicht unerfahren. Von seiner Lehrgabe kann ich nicht weiter urtheilen, als nach einigen Lectionen, die er uns in der Prima ertheilte, die mir aber nur eine dunkle Erinnerung zurückgelassen haben. Die Secunda, nebst der damit vereinigten Tertia stand unter der Leitung des Herrn Härtel, welcher später, nach der Reorganisation des Gymnasiums, Rector dieser Anstalt wurde. Er war ein Mann von imponirendem Aeußern und im Grunde ein guter Schulmann, der nur den Fehler hatte, sich zuweilen leidenschaftlichen Zornausbrüchen zu überlassen. Er docirte Religion, Latein, Geschichte, Geographie und Rechnen. Was seinen Religionsunterricht betrifft, so war derselbe sehr dürftig und trocken. Herr Härtel war durchaus rationalistisch gesinnt und äußerte gelegentlich diese Denkungsweise durch ziemlich unpassende Bemerkungen. Im Lateinischen wurden Virgils Georgica, Cäsar, Curtius Rufus und die Briefe Ciceros gelesen und von Zeit zu Zeit ein

Pensum ins Lateinische übersetzt. Für den Geschichtsunterricht hatten wir ein kurzes Compendium in Händen: Grundriß der Universalhistorie von Curtius, Marb. 1790. Der geographische Unterricht wurde nach dem kleinen Lehrbuch von Fabri ertheilt. Von Mathematik war hier noch keine Rede. Der arithmetische Unterricht bestand in Aufgaben aus der sogenannten Regel de tri. Das Griechische sollte der gute Berkmann dociren; allein wegen seines hohen Alters und der unartigen Weise, in welcher das Jahr zuvor die Schüler sich gegen ihn benommen hatten, unterblieb der griechische Unterricht gänzlich. Dagegen ertheilte Berkmann in seiner Wohnung Unterricht in dem Hebräischen. Der Unterricht Härtels im Lateinischen war nicht schlecht; seine anziehendsten Lectionen aber waren die über Geschichte. Er war ein trefflicher Erzähler, und ich erinnere mich noch des Eindruckes, den seine Erzählung des siebenjährigen Krieges auf uns machte. Vorzüglich lieb waren mir die Unterrichtsstunden im Hebräischen, die Herr Berkmann mir, nebst zweien meiner Mitschüler, die sich auch der Theologie widmeten, ertheilte. Wir befolgten dabei die Grammatik von Michaelis. Das hohe Interesse, mit welchem der gute alte Mann seine Lectionen gab, flößte auch uns Interesse ein. Seine Liebenswürdigkeit ließ uns das Hebräische nicht trocken finden. Ich kam im ersten Semester schon so weit, daß ich ohne Mühe die Psalmen übersetzen konnte; die meisten derselben übersetzte ich für mich schriftlich, und nachdem mir eine Uebersetzung von Mendelssohn in die Hände gefallen war, versuchte ich mich auch vielfach in metrischer Uebertragung derselben. Später las ich, immer unter Anleitung meines innig geliebten Berkmann, Stücke aus den prophetischen Schriften. Welche Freude hatte der alte Mann, wenn es uns gelang, den Sinn einer schwierigen Stelle zu errathen oder irgendwo von den Keri und Chetib Rechenschaft abzulegen! Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich auch im Griechischen einen solchen Unterricht erhalten hätte! Allein der entging mir gänzlich. Es blieb mir also nichts Anderes übrig, als mir mit meiner Halleschen Grammatik, meinem Neuen Testament und dem kleinen Wörterbuch von Passow selbst fortzuhelfen.

Das Französische war zuerst einem Sprachlehrer Namens Dubois anvertraut. Sein Unterricht aber war schlecht. Er bestand beinahe in nichts als französischen Dictaten, die selten corrigirt

wurden. Nachdem Herr Dubois, wahrscheinlich wegen seiner unsittlichen Aufführung, entfernt worden war, wurde ein gewisser Herr Truffard dazu berufen, diesen Unterricht zu ertheilen.

Es war mir nicht schwer, in der Secunda den ersten Platz zu erringen, den auch keiner meiner Mitschüler mir mehr streitig machen konnte. Mit allen meinen Lehrern stand ich auf dem besten Fuß. Sehr gewogen waren mir vorzüglich Berkmann und Härtel. Allein meine Fortschritte waren, des Zustandes der Schule wegen, nicht so schnell als sie hätten sein sollen, und sie wären noch geringer gewesen, wenn ich mir nicht durch eigenen Fleiß fortzuhelfen gesucht hätte.

Leichter wäre es mir geworden, in meinem Wissen voranzuschreiten, wenn ich mehr und bessere Bücher zu meiner Disposition gehabt hätte. Allein daran fehlte es mir sehr. Von den deutschen Dichtern war in meinen Händen nur Geßner, mit welchem ich in Pirmasens schon bekannt geworden war. Angeregt durch ihn, versuchte auch ich mich in Abfassung von Idyllen. Wenn ich diesem Dichter auch sonst nichts zu verdanken habe, so hat er doch auf die Bildung meines deutschen Styls nicht unbeträchtlich eingewirkt. Schiller wurde mir erst später bekannt. Von französischen Dichtern las ich nichts. Ebenso fremd blieben mir die deutschen Historiker. Es gab zwar damals in Zweibrücken zwei Leihbibliotheken. Jeden Sonntag Morgen holten mein Freund Schneider und ich uns in einer derselben ein Buch und lasen es zusammen. Wenn der eine für das Buch bezahlte, so kaufte der andere Nachmittags ein Pfund Kirschen oder anderes Obst, das wir gemeinschaftlich verzehrten. Das waren glückliche Stunden. Leider waren die aus den Leihbibliotheken bezogenen Bücher meistens solche, von denen wir nichts lernen konnten.

Ein Jahr lang hatte ich in der Secunda zugebracht, immer die erste Stelle behauptend, und durfte also mit Recht erwarten, in der nächsten Promotion in die Prima aufzurücken. Dies geschah auch. Die Prüfungen, die an Ostern 1807 stattfanden, bestand ich sehr gut. Nun sollte die Promotionsfeierlichkeit stattfinden. Mit gespannter Erwartung und zugleich mit bänglichem Gefühl sah ich derselben entgegen, denn ich sollte in derselben eine deutsche Rede halten. Einige Wochen vorher hatte mich der ehrwürdige Berkmann zu sich beschieden und mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit mir eröffnet,

daß ich dazu ausersehen sei, bei der Promotionsfeier eine deutsche Rede zu halten: er werde sie mir dictiren. So geschah es denn auch. Der Gegenstand war: „Das Lob des Winters." Alle Schönheiten und Annehmlichkeiten des Winters waren in dieser Rede in begeisterten Worten gepriesen. Nachdem sie mir dictirt worden war und ich sie auswendig gelernt hatte, mußte ich mehrere Male zu Herrn Berkmann gehen, um sie zur Probe vor ihm zu declamiren. Die Bemerkungen, die mir mein lieber Lehrer über meinen Vortrag machte, waren großentheils von einer seltenen Naivetät. Es kam, unter andern, in dieser Rede eine Apostrophe vor, in der es hieß: „Komm, o Winter!" Wie ich nun die Stelle recitirte, sagte Berkmann zu mir: „Guck' Er, wenn Er an die Stell' kommt, muß Er den Rock zuknöpfen!" — Die Feierlichkeit, der ich so lange mit Ungeduld und Bangen entgegengesehen hatte, fand endlich statt; ich hielt meine Rede, nicht vergessend, an passender Stelle den Rock zuzuknöpfen, und erntete großen Beifall. Als Prämium erhielt ich die Werke des Lactantius, die ich zu lesen versuchte, mit denen ich aber nichts anzufangen wußte.

Ich trat nun in die Prima ein. Diese stand unter der Leitung des Directors Faber. Dieser Mann, ehemals Pfarrer in einem Dorfe bei Zweibrücken, imponirte schon durch sein Aeußeres. Sein Kopf hatte etwas Antikes, nur äußerte sich in seinen Zügen ein gewisser ironischer Zug, der das Vertrauen störte. Er besaß eine solide Schulgelehrsamkeit, schrieb und sprach auch das Französische ziemlich gut, was in jener Zeit in den Rheinprovinzen eine große Seltenheit war. Diese Kenntniß der französischen Sprache hatte ihm zu der Stelle eines Interprète juré bei dem Tribunal verholfen, welche er mit dem Directorat des Gymnasiums verband. Er wäre ein guter Schulmann gewesen, wenn nicht der traurige Zustand des Gymnasiums, dem er nicht abhelfen konnte, ihn entmuthigt hätte. Er nahm es daher mit seinen Lehrstunden nicht sehr genau und machte sich seine Verpflichtungen so leicht als möglich. Dennoch hatten wir alle großen Respect vor ihm, und ich persönlich verdanke ihm viel und werde nie vergessen, was ich ihm schuldig bin.

Es ging mir anfangs in Prima sehr schlecht, weil die Secunda ihre Schüler auf diese Classe nicht gehörig vorbereitete. Die lateinischen

Autoren, welche gelesen wurden, waren Terenz und Horaz. Beide waren mir anfangs zu schwer; erst nach und nach arbeitete ich mich soweit voran, daß ich sie nothdürftig verstehen konnte. Schlimmer ging es mir im Griechischen: es sollten Homer und die paulinischen Episteln gelesen werden. Von beiden verstand ich anfänglich durchaus nichts. Doch wurden mir die homerischen Formen allmählich vertrauter, und schließlich hatte ich keine Mühe mehr, das Pensum zu bewältigen. Wesentliche Dienste leistete mir dabei die deutsche Uebersetzung des Homer von Voß, die ich von meinem Onkel in Cöln, nebst einem Bande von ihm dazu geschriebener Anmerkungen erhalten hatte. Schon früher war ich auf dieselbe aufmerksam geworden: denn Director Faber hatte die Gewohnheit, wenn er docirte, diese Uebersetzung, sowie die des Horaz in den lateinischen Lehrstunden, vor sich zu legen. Sie machte mich wieder aufmerksam auf die metrischen Uebertragungen. Ich versuchte mich daher in solchen. Sämmtliche Lieder Anakreons, die ich in der Chrestomathie von Gedike fand, wurden von mir im gleichen Versmaaß übersetzt. In der metrischen Uebertragung horazischer Oden war mir Ramler Vorbild, von dem ich in meiner lateinischen Grammatik einige Proben gefunden hatte. Ich hatte Unrecht, diese Versuche Herrn Faber nicht zur Durchsicht mitzutheilen; sie würden ihm gewiß Freude gemacht haben. Ich kam nach und nach in dem Griechischen so weit, daß ich anderen, schwächeren Schülern nachhelfen konnte. Director Faber docirte auch Mathematik und Logik; allein ich weiß nicht, wie es kam, daß von dem mathematischen Unterricht gar nichts in mir haften blieb. In der Geschichte blieb Professor Härtel unser Lehrer; in dem Hebräischen Berkmann. Der französische Unterricht wurde, nach Abgang des Herrn Dubois, einem gebornen Franzosen Namens Truffard anvertraut. Es scheint, daß Herr Faber und das ganze Lehrerpersonal sich der Anstellung dieses Mannes widersetzt hatten, und zwar nicht ohne Grund: denn er war zum Lehramt nicht von weither vorbereitet.

Herr Truffard war ein kleines Männchen mit echt französischer Physiognomie. Er trug jederzeit eine Cravate, die ihm bis dicht an den Mund ging, und große runde Ohrringe; dabei einen dreieckigen Ordonnanzhut mit großer Cocarde. Sein eigentlicher Beruf war der eines Géomètre du Cadastre. Er zeichnete sehr gut, be-

sonders geometrische Pläne, und war ein ganz ausgezeichneter Kalligraph. Aber seine eigene Sprache schrieb er sehr uncorrect; von französischer Litteratur wußte er nichts, und das Deutsche sprach er nur ganz gebrochen. Groß war daher die Verlegenheit, als er in der Prima erschien, um hier seine französischen Lehrstunden zu beginnen. So gering auch meine Kenntnisse im Französischen waren, so fühlte es doch der gute Truffard bald, daß ich ihm in der Orthographie überlegen war, und gebrauchte mich daher bei der Correctur der französischen Dictate. Ebenso mußte ich ihm zuerst die deutschen Stücke, z. B. Gellertsche Fabeln, die ins Französische übersetzt werden sollten, erklären. Dieser Dienste wegen, die ich ihm leistete, und weil er bemerkt hatte, daß ich im Zeichnen und Malen nicht ganz unerfahren war, lud er mich ein, in meinen Freistunden auf sein Bureau zu kommen und ihm zu helfen, seine Pläne für den Cataster zu zeichnen. Mit Freuden nahm ich diese Einladung an und brachte von nun an meine freie Zeit auf seinem Bureau zu. Schnell war ich in dem Zeichnen der geometrischen Pläne eingeschossen und arbeitete darin so gut als ein junger Geometer, den er sich beigesellt hatte. Auch in dem kalligraphischen Schreiben machte ich bald große Fortschritte. Dabei genoß ich des Vortheils, mich hier, in meinen Unterhaltungen mit Herrn Truffard und seinem Gefährten, in dem Sprechen des Französischen fortdauernd üben zu können. Das Meiste, was ich in Zweibrücken im Französischen erlernte, habe ich diesen Unterhaltungen in dem Bureau des Herrn Truffard zu verdanken.

Von dem Wohlwollen des Herrn Faber erhielt ich bald die überzeugendsten Beweise. Einst hatte ich meine Mütze im Gymnasium liegen gelassen. Als ich zwischen den Lehrstunden hinging, sie zu holen, traf ich Herrn Faber, der mich aufforderte, zu verweilen: er habe mir etwas zu sagen. Der Inhalt seiner Rede war folgender: Er habe mit Vergnügen bemerkt, daß ich Talent und Fleiß habe und etwas leisten könne. Er habe daraus geschlossen, daß ich später nicht ein gewöhnlicher Pfarrer werden würde. Ich solle fortfahren, tüchtig zu arbeiten. Er selbst sei bereit, für mich zu thun, was nur in seinen Kräften stehe. Ich solle zu ihm kommen, er wolle mir Bücher geben u. s. w.

Die gute Meinung, welche Herr Faber von mir hatte, seine

Aufmunterungen und Rathschläge trieben mich zu verdoppeltem Fleiße an, und zu dem eifrigen Streben, dasjenige, was das Gymnasium nicht leistete, durch eigene Arbeiten zu ersetzen. So verging das Jahr der Prima. Das letzte Examen, welches ich zu bestehen hatte, brachte mir abermals großes Lob ein. Im März 1809 nahm ich dann von dem Gymnasium und meinen bisherigen Lehrern Abschied. Das von Director Faber mir ausgestellte Certificat lautete wie folgt:

«Frédéric Bruch, porteur des présentes, natif de Pirmasens, Dép[t] du Mont-Tonnerre, a fréquenté notre Collège depuis Pâques 1806. En y entrant, il avait déjà acquis les connaissances des premiers principes, et pendant son séjour parmi nous, sa conduite a été telle qu'il s'est fait aimer de tous les professeurs et estimer de tous ses condisciples. Son application et son honnêteté étaient véritablement exemplaires. Je crois donc être fondé d'augurer de lui qu'il sera un jour un Pasteur évangélique au-dessus du commun de ses confrères, et je le recommande hardiment à tous ceux qui aiment à protéger les jeunes gens dont on peu se promettre de si beaux fruits. Fait à Deuxponts le 22 mars 1809.»

Blicke ich zurück auf meinen zweijährigen Aufenthalt in Zweibrücken, so empfinde ich allerdings einen innigen Dank gegen die Lehrer, die ich dort angetroffen habe, fühle mich aber dennoch von einem schmerzlichen Gefühl ergriffen, wenn ich bedenke, wie viele Zeit ich dort verloren habe. Hätte ich jene Jahre in einem wohlgeordneten, blühenden Gymnasium verlebt, wie unendlich mehr würde ich gelernt haben, wie ganz anders vorbereitet meine Universitätsstudien begonnen haben! Der ungenügende, lückenhafte Unterricht, den ich in einigen Partieen erhielt, ist mir mein ganzes Leben lang nachgegangen, und ich habe in späteren Jahren viel arbeiten müssen, um das Versäumte nachzuholen.

VII. Universitätsjahre in Straßburg.

Um Ostern 1809 bezog ich die Académie protestante in Straßburg, um hier meine theologischen Studien zu beginnen. Diese Anstalt war bekanntlich durch ein Decret des ersten Consuls aus

den Trümmern der alten berühmten Straßburger Universität gegründet worden, um als Pflanzstätte der lutherischen Geistlichen des Landes zu dienen. Es war die einzige höhere theologische Lehranstalt für die lutherische Kirche Frankreichs, und in Folge der damaligen Ausdehnung des französischen Reiches mußten die jungen Theologen aus den Rheinprovinzen, dem Großherzogthum Berg und den Hansestädten, später auch aus Holland, nach Straßburg kommen, um daselbst ihre Studien zu betreiben. Daher war denn auch die Anzahl der Theologiestudirenden damals eine beträchtliche.

Ehe ich Zweibrücken verließ, hatten meine Eltern nach Straßburg geschrieben, um mir eine zweckmäßige Pension ausfindig zu machen. Man hatte ihnen das Studienstift St. Wilhelm anempfohlen. Aber einer meiner früheren Mitschüler des Zweibrücker Gymnasiums, Michael Schneider von Sulz, der vor mir nach Straßburg gegangen war, um hier die Theologie zu studiren, rieth mir dringend ab, dieses zu beziehen, und schlug mir vor, in demselben Hause, in welchem er Kost und Logis gefunden, meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich sagte willig zu und trat die Reise nach Straßburg an. Zum Begleiter hatte ich einen meiner früheren Pirmasenser Schulbekannten, Jeambey, der in Straßburg die Rechte studirte. Bis Reichshofen fuhren wir auf einem Karren, den wir in Pirmasens gemiethet hatten. Hier übernachteten wir bei einem Onkel Jeambeys, Herrn Notar Feberey, und fuhren folgenden Tages mit dem Reichshofener (gräßlichen) Nachtwagen nach Straßburg. Ich logirte zunächst bei Jeambey in der Bruderhofgasse. Am folgenden Tag wurde ich, durch meines Freundes Schneider Vermittlung, in die Familie Hepp aufgenommen, die damals auf dem Schifflentstaden wohnte. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich in dieses Haus kam. Denn nicht nur, daß ich hier während meiner ganzen Studienzeit unter väterlicher Aufsicht stand, sondern ich fand auch hier für meine Fortbildung Anregungen, die mir von dem größten Nutzen waren.

Herr Hepp war früher in Weißenburg Kaufmann gewesen, hatte durch Tuchlieferungen an die Armee, die nicht bezahlt wurden, sein Vermögen eingebüßt, hatte sich dann in öffentliche Aemter geworfen und schließlich in Straßburg als Chef des Bureaus der

damals zur Reise nach Paris dienenden Vélocifères eine Anstellung gefunden. Er war ein unendlich gutmüthiger Mann, von vieler Erfahrung, und dessen Unterhaltung für junge Leute sehr lehrreich war. Seine Frau, die in dem Hause die entschiedene Herrschaft führte, war eine sehr gewandte Frau, von ausgezeichneter Menschenkenntniß und sehr munterem Charakter, die sich der in ihrem Hause logirenden jungen Leute mit mütterlicher Sorgfalt annahm und ihnen oft treffliche Lehren ertheilte. Von den beiden Kindern aus einer ersten Ehe war die Tochter damals in Weißenburg, der Sohn aber studirte in Straßburg auch Theologie. In dem Hause logirten noch drei andere Studenten: zuerst mein alter Freund Michael Schneider, ein guter, fleißiger, aber geistig beschränkter Mensch, der in jungen Jahren als Pfarrer in Dürenbach bei Bergzabern starb; sodann Ringler, der spätere Pfarrer von Betschdorf, mit welchem ich das Zimmer zu theilen hatte; endlich ein junger Mann Namens Sturm, von Betschdorf, der viel versprach, aber schon als Studiosus starb. Von diesen jungen Männern übten Ringler und Hepp auf mich den größten Einfluß.

Ringler hatte das Gymnasium in Carlsruhe besucht und war ziemlich gut vorbereitet nach Straßburg gekommen. Er war sehr gesittet, gutmüthig und ungemein fleißig. Ich verstand mich jederzeit trefflich mit ihm. Gegenseitig erhielten wir uns in unserem Eifer. Während des Winters standen wir gewöhnlich schon um 4 Uhr auf. Derjenige, an dem die Reihe war, das Feuer im Ofen anzumachen, mußte sogar schon eine halbe Stunde früher das Bett verlassen. In diesen frühen Morgenstunden beschäftigten uns vorzüglich exegetische Studien.

Größer war aber der Einfluß, den Hepp auf mich ausübte. An Fähigkeiten war er mir weit überlegen; besonders war er des Französischen kundiger als ich. Sein ungemein regsamer Geist fiel mir gleich von Anfang meiner Bekanntschaft mit ihm auf. Ein fleißiger Besucher der Collegien, studirte er auch zu Hause mit vielem Eifer. Seine philosophischen Lectüren reizten auch mich, philosophische Schriften, zu welchen ich mich ohnehin vorzugsweise hingezogen fühlte, zur Hand zu nehmen. Weniger weckte mich zur Nachahmung der Eifer, mit welchem Hepp historische Studien trieb.

Im Interesse der Politik, die ihn jederzeit ungemein beschäftigte, las er damals mit der Feder in der Hand Posselts Europäische Annalen und andere historische Werke. Wir erkannten alle frühe, daß Hepp sich nicht zum geistlichen Stande eignete und durch seinen Geschmack zu einer anderen Laufbahn geführt werden würde. Dies geschah auch wirklich. Nachdem er das Candidatenexamen bestanden hatte, studirte er die Rechte. Von dem Erfolg, mit welchem er diese Studien betrieb, und der ehrenvollen Laufbahn, die er als Professor und Conseiller de préfecture durchlaufen hat, brauche ich hier nicht zu sprechen.

Durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten, durch die Lebendigkeit seines Geistes, durch seinen Fleiß, durch die Unterhaltung mit ihm, dem Vielbelesenen, wurde auch ich zum eifrigen Studiren geweckt. Manches von seiner Methode, namentlich seine Excerpirmethode, eignete ich mir an. Die Urtheile, die er über manche meiner Arbeiten fällte, sogar seine zuweilen sarkastischen Censuren, waren mir sehr heilsam. Unter all meinen Freunden wüßte ich keinen zu nennen, der auf meine wissenschaftliche Bildung so entschieden eingewirkt hätte, als Hepp.

In der Académie protestante (welche nach der 1808 erfolgten Stiftung der Kaiserlichen Universität den Namen Séminaire protestant erhielt) hatten alle Professoren der alten Universität, die noch am Leben waren, Anstellung erhalten. Unter diesen waren nun einige, welche theils wegen ihres vorgerückten Alters, theils auch wegen des Lehrfaches, dem sie früher vorgestanden, den Theologiestudirenden keine Dienste mehr leisten konnten und daher auch keine Collegien lasen. So war es mit den beiden Juristen Braun und Reißeißen; so auch mit dem ehemaligen Professor medicinæ Spielmann. Herr Koch wurde durch seine politischen Aemter von dem akademischen Lehrstuhle ferngehalten. In der literarischen Section dieser Anstalt docirten Schweighäuser, der Vater, Herrenschneider und Dahler. Herr Thomas Lauth gab nur einmal ein Collegium über Anthropologie. Er las es, wie es in der alten Universität Sitte gewesen, in lateinischer Sprache, ganz frei, mit einer Gewandtheit des Ausdrucks, die uns in Erstaunen setzte. Nie fehlte ihm ein Wort. Nur einmal wollte er von den herumziehenden Orgelmännern sprechen und suchte mit einiger

Verlegenheit nach einer passenden Bezeichnung, bis ihm der Ausdruck musici circumforanei einkam, der auch ganz adäquat war.

In der theologischen Section wirkten Blessig, Haffner, Fritz und der älteste unter ihnen, Weber. Mit inniger Dankbarkeit erinnere ich mich dieser Männer, deren Vorlesungen mir außerordentlich nützlich wurden, und von welchen einige mich mit vorzüglichem Wohlwollen behandelten.

Als ich das Gymnasium von Zweibrücken verließ, meinte ich, daß die meisten der Straßburger Studirenden, diejenigen wenigstens, welche ihre Vorbildung in dem Gymnasium von Straßburg erhalten hatten, mir an Kenntnissen sehr überlegen sein müßten. Zu meinem großen Erstaunen fand ich das Gegentheil. So gering auch damals meine Kenntnisse waren, so wußten die meisten Studirenden noch weniger als ich. Auch das Straßburger Gymnasium war damals in sehr schlechtem Zustande. Die Pfälzer hatten beinahe alle solche Gymnasien besucht, welche in einem Zustande großen Verfalls sich befanden. Nur die des Grünstädter Gymnasiums waren in philologicis besser beschlagen. Selbst die aus den unteren Rheinprovinzen und aus dem Großherzogthum Berg erschienen mit sehr dürftigen Vorkenntnissen. Nicht wenige der aus den ehemaligen deutschen Provinzen hergekommenen Studenten hatten schon einige Zeit auf deutschen Universitäten zugebracht und führten die dort herrschenden Sitten ein. Die Kneipereien kamen auch in Straßburg auf; selbst durch ihre Kleidung gaben einige ihren burschikosen Sinn zu erkennen. Doch fanden die Landsmannschaften und die Duelle hier keine Aufnahme.

Ich stand mit vielen der damaligen Studirenden in genauer Bekanntschaft. Auf meine wissenschaftliche Bildung hat aber von den aus Deutschland gekommenen kein einziger Einfluß gehabt, wenn ich Baum aus Kirchheim-Bolanden ausnehme, der ein feiner, mit philosophischen Studien sich gerne beschäftigender, auch musikalisch gebildeter junger Mann war. Er war Mitglied einer kleinen Gesellschaft, die wir zum Behuf von Declamationsübungen gegründet hatten.

Die ersten Collegien, welche ich in Straßburg besuchte, waren die der Herren Schweighäuser, Herrenschneider und Dahler. Wie betrübt es damals mit der philologischen Bildung der meisten

Studenten beschaffen war, davon mag als Zeugniß dienen, daß der berühmte Hellenist Schweighäuser sich herablassen mußte, mit uns die Attica von Jacobs und den Cebes zu lesen. Uebrigens hatten die Lectionen dieses trefflichen Philologen in der Académie protestante gar nicht die Form akademischer Vorträge. Wir exponirten mühsam ein aufgegebenes Pensum. Herr Schweighäuser ließ sich zuweilen unsere schriftlichen Präparationen vorweisen. Ihm selbst fehlte gänzlich die Gabe des Vortrags, er sprach schwerfällig und ohne allen Geschmack. Seine Lectionen waren uns nützlich, allein nicht anziehend. Etwas höher standen die Collegia, die er später in der neugegründeten Faculté des lettres gab. Dort las ich mit ihm Homer, das Leben Ciceros von Plutarch und Demosthenes Rede pro corona. Ich kann nicht sagen, daß ich in diesen Collegien viel gelernt hätte. Auch würden sie mir keine Liebe zur classischen Literatur eingeflößt haben, wenn ich diese nicht schon durch mein eigenes Studium in mir geweckt hätte.

Bei Professor Dahler las ich einige Gesänge der Aeneis, die Oden des Horaz, die Briefe Senecas und etwas aus den Annalen des Tacitus. Auch diese Collegien hatten noch ganz den Zuschnitt von Gymnasiallectionen. Alles in ihnen war nur auf die Förderung der Sprachkenntniß berechnet; den Geschmack ließen sie vollkommen unbefriedigt. Auch in dieser Beziehung half ich mir durch Privatstudium nach. Namentlich las ich fleißig die Reden Ciceros; durch Uebersetzung derselben ins Deutsche suchte ich meinen deutschen Styl zu bilden, durch Zurückübersetzung ins Lateinische meinen lateinischen Styl zu vervollkommnen.

Ungleich nützlicher als diese Collegien über römische Literatur waren mir die Vorlesungen Dahlers über das Alte Testament. Seine Interpretation der Proverbien und des Hiob waren vortrefflich und führten mich tiefer in das Verständniß der hebräischen Sprache und der alttestamentlichen Literatur ein. Sehr willkommen war mir auch die geschmackvolle deutsche Uebersetzung, welche uns Dahler von den zu interpretirenden Büchern dictirte, und die mich die dichterischen Schönheiten derselben, besonders des Hiob, fühlen ließ. Aus Dahlers Vorlesungen schöpfte ich die vorzügliche Liebe zu Hiob, die mich später öfters zu diesem herrlichen Buche zurückgeführt hat. Dahler war damals bei den Studenten ein sehr

beliebter Docent. Alle seine Vorlesungen wurden fleißig besucht. Man liebte auch die Persönlichkeit dieses Mannes und schätzte seinen eisernen Fleiß. Es hat mir später weh gethan, als ich hörte, daß die Studenten, seine unendliche Gutmüthigkeit und seine wachsende Kurzsichtigkeit mißbrauchend, in seinen Collegien sich grobe Unordnungen erlaubten und es darauf anlegten, den grundgelehrten und guten Mann zu kränken.

Am anziehendsten waren mir damals die Collegien von Herrenschneider. Ohne alle geniale Begabung, langsam und mühsam arbeitend, hatte es Herrenschneider zu einer großen Gelehrsamkeit gebracht. Er war ein trefflicher Mathematiker, auch in der Astronomie wohl bewandert, ein ausgezeichneter Physiker und in der philosophischen Literatur sehr zu Hause. Obgleich die Gabe, frei zu sprechen, ihm gänzlich abging, und sein Stottern und einige immer wiederkehrende Redensarten seinem Vortrag zuweilen etwas Komisches gaben, so wurden seine Vorlesungen mit großem Fleiße besucht. Gewissenhaft schrieben wir nach, was er uns dictirte, und ich darf wohl sagen, daß ich das Aufgeschriebene zu Hause fleißig studirt habe. Das unendliche Wohlwollen, welches sich in diesem edlen Manne aussprach, seine Kindlichkeit, seine Großmuth zogen alle Studenten zu ihm hin. Wir waren alle überzeugt, daß er uns liebe und bereit sei, uns so nützlich als möglich zu sein. Ich besuchte seine Collegien über Geometrie und Trigonometrie, über Physik und über Metaphysik. Was ich von Geometrie und Physik weiß, das habe ich bei ihm gelernt, und seine Metaphysik schloß mir erst das Verständniß über die großen Fragen der Philosophie auf. Sie interessirte mich so sehr, daß mir damals der Gedanke im Kopf herumging, die wesentlichsten metaphysischen Probleme in Form von Briefen zu behandeln. Noch begriff ich nicht, welche lange und mühsame Studien es erfordere, um über diese Fragen nur einigermaßen ins Klare zu kommen.

Nur während eines Semesters hatte ich diese propädeutischen Verlesungen besucht, als es mich trieb, mich zum Examen pro matricula theologica zu stellen. Ob ich gleich glücklich durch dieses Examen kam, so hatte ich doch großes Unrecht, mich so früh den propädeutischen Studien zu entziehen. Es ist seltsam, daß die meisten Studirenden es darauf anlegen, so schnell mit ihren aka-

demischen Studien fertig zu werden, als es ihnen möglich ist. Sie bedenken nicht, daß sie durch solche Eile ihrer wissenschaftlichen Bildung vielleicht auf immer großen Abbruch thun. Auch die glücklichste Begabung und der eisernste Fleiß reichen zur Erlangung eines gründlichen Wissens nicht aus. Alles will seine Zeit haben. Auch die Studien bringen die rechte Frucht nur dann, wenn man dem Geiste die nöthige Zeit läßt, sich das aufgegriffene Wissen zu assimiliren, und, wie man sich früher ausdrückte, es in succum et sanguinem zu verwandeln. Wenigstens sollten die Studirenden bedenken, daß ja diese akademischen Jahre die schönste Zeit ihres Lebens sind, der wahre Frühling desselben, an welchen sie später immer mit einer gewissen Wehmuth zurückdenken werden, und sich daher nicht allzusehr beeilen, denselben abzuschließen. Allein es ist eben nicht anders: wie glücklich auch der Mensch sich fühle, seine Sehnsucht geht auf die Zukunft hin. Bei vielen mag ja diese Eile, mit der man die akademischen Studien betreibt, in den Klagen der Eltern über die unerschwinglichen Kosten, welche ihnen diese Studien verursachen, begründet sein. Das war auch bei mir der Fall. Darum schätzte ich mich glücklich, als ich am 28. September 1809 die matricula theologica empfing.

Mit dem Wintersemester 1809—10 begann ich nun die theologischen Studien, ohne jedoch darum den classischen Studien zu entsagen. Vielmehr fuhr ich so viel wie möglich fort, Collegien über Gegenstände der Propädeutik zu hören, und zwar in der neugegründeten faculté des lettres diejenigen von Schweighäuser über griechische Classiker, von Hullin über französische Literatur, von Arnold über Geschichte, von Herrenschneider über Physik. Auch in meinen Privatstudien nahm fortdauernd die Lectüre der Classiker eine nicht unbeträchtliche Stelle ein. Daher kam es, daß namentlich das Lateinische mir immer geläufiger wurde und ich es auch im Schreiben und Sprechen desselben zu einer gewissen Fertigkeit brachte.

Die theologischen Vorlesungen, die ich nun an der protestantischen Akademie hörte, eröffneten mir ganz neue Horizonte. Der älteste der theologischen Docenten war damals Professor Weber, dem die Kirchengeschichte übertragen war. Unglücklicherweise war dieser nicht ungelehrte Mann damals schon in den Zustand einer gewissen Geistesschwachheit verfallen, welche die Studenten miß-

brauchten, um in seinem Collegium den größten Unfug zu treiben. Geschah es doch, daß während desselben von ihnen mit Wurst und Salat gespeist wurde. Natürlich gab es in einem solchen Collegium nichts zu lernen, weshalb ich auch bald daraus wegblieb. Da nun damals auch über Profangeschichte kein nur einigermaßen genießbares Collegium gelesen wurde, so wurde von keiner Seite meiner Unkenntniß der Geschichte nachgeholfen. Ich hätte um so mehr die Geschichte, namentlich die Kirchengeschichte zum Gegenstand meiner Privatstudien machen sollen, that es aber nicht, weil mein Sinn mich immer mehr zu den classischen und speculativen Wissenschaften hinzog. Hieraus erklärt sich, warum, ungeachtet alles dessen, was ich über Profan- und Kirchengeschichte gelesen, meine Kenntnisse in diesem Fache doch immer unvollkommen geblieben sind.

Die hervorragendsten Professoren der Theologie waren Blessig und Haffner, beide von ausgezeichnetem Geist und großer Gelehrsamkeit, hochgeachtet von der ganzen protestantischen Bevölkerung des Elsaß, als diejenigen, welche zuerst in der theologischen Facultät den alten Schlendrian durchbrochen und einen neuen, liberalen Geist eingeführt hatten, besonders aber als Männer, die während der Schreckenszeit, im Angesicht des ihnen angedrohten Todes, ihren Glauben mit unerschrockener Treue bekannt, und nach dem Sturze des Terrorismus das aufgelöste Kirchenwesen wieder geordnet hatten. Beide, als die vorzüglichsten Kanzelredner Straßburgs glänzend, genossen bei dem Publikum ein unbegrenztes Vertrauen und waren für Jung und Alt ein Gegenstand inniger Verehrung.

Wiewohl innig befreundet und gemeinschaftlich wirkend, unterschieden sich beide durch wesentliche Charakterzüge von einander, konnten aber gerade wegen dieser Verschiedenheit ihrer Individualität sich gegenseitig zum Complemente dienen. Haffner vereinigte mit einer feinen classischen Bildung, die sich auch in seinem Style aussprach, eine unermeßliche Belesenheit, besonders in dem historischen Fache, der zu Liebe er eine Bibliothek von nahezu 30,000 Bänden gesammelt hatte. Allein gerade das Uebermaß des Lesens hatte bei ihm dem selbständigen Denken geschadet. Für das Christenthum hoch begeistert, huldigte er einer durchaus freisinnigen

Theologie; doch war dieselbe nicht speculativ durchgebildet, sondern mehr ein inconsequenter Rationalismus, der sich oft in schneidenden und sogar sarkastischen Urtheilen über die alte officielle Dogmatik erging. Als Prediger war er dagegen ausgezeichnet. Ihm fehlten zwar die äußeren Eigenschaften, die den Redner auszeichnen sollen, aber er besaß in desto höherem Maße die inneren Rednergaben. Seine Predigten waren ideenreich, lichtvoll, belebt, und was die Sprache betrifft, classisch. Ich hörte ihn gerne und versuchte zuweilen seine Predigten nachzuschreiben. Er hat auf meine spätere Predigtweise einen großen Einfluß gehabt.

Blessig galt in seinen jüngeren Jahren für einen glänzenden Redner. Er war es ja, der bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche den Panegyricus des großen Feldherrn gehalten hatte, der allgemeine Bewunderung erregte. Zur Zeit als ich nach Straßburg kam, hatte jedoch sein Ruf als Prediger abgenommen, und zwar besonders deswegen, weil er, durch das Alter seiner Zähne beraubt, sich in der Neuen Kirche, an der er angestellt war, nicht mehr verständlich machen konnte. Persönlich blieb er aber für alle Straßburger ein Gegenstand der höchsten Verehrung. Was ihn, auch als Docent, auszeichnete, war eine überraschende Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit einer wohlthuenden Wärme des Gefühls. Sein Witz war oft schlagend, doch nie verletzend. Hatte er weniger gelesen als Haffner, so hatte er mehr nachgedacht und sich eifriger bemüht, seine theologischen Ansichten zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu verarbeiten. Der Orthodoxie stand er näher als sein College, doch ohne derselben sclavisch zu huldigen. Die Gabe des freien Vortrags in hohem Grade besitzend, wußte er seine Collegien äußerst anziehend zu machen; selbst die Digressionen, zu welchen er sich nicht selten hinreißen ließ, hatten immer etwas Belehrendes. Auch da, wo er sich von der alten Dogmatik entschieden lossagte, warf er nie auf dieselbe verächtliche Seitenblicke.

Haffner ging darauf aus, die Studirenden aufzuklären und zu belehren, Blessig legte es mehr darauf an, zu überzeugen. Jener imponirte uns durch die Unermeßlichkeit seines Wissens und durch die Liberalität seiner Urtheile, dieser durch seine freudige Begeisterung und seine hinreißende Beredsamkeit. Haffner brachte in

seinen Vorlesungen viel Fremdes, Andern Entlehntes, Blessigs Collegien dagegen waren die Frucht seines angestrengten Nachdenkens und seiner festbegründeten Ueberzeugung.

Bei Haffner hörte ich, außer den exegetischen Collegien, die er über die Paulinischen Briefe las, Vorlesungen über Dogmatik und Moral; bei Blessig Dogmatik, Homiletik und Interpretation ausgewählter Stücke aus dem Alten Testamente. Mit seiner Homiletik verknüpfte er Predigtübungen, die aber viel zu selten waren, um etwas Ersprießliches leisten zu können. Ein Aufsatz, den er während seines Homileticums von uns über die Frage machen ließ: „Ob Beredsamkeit auf die Kanzel gehöre?" erwarb mir bei ihm großes Lob. Es las ihn von Anfang bis zu Ende den Studirenden vor und bezeichnete ihn als eine vortreffliche Arbeit. Die hohe Gunst, die er mir von da an schenkte und auf die ich sehr stolz war, veranlaßte mich, oft zu ihm zu gehen. Er empfing mich stets mit väterlicher Freundlichkeit und ertheilte mir seinen guten Rath. Wie unendlich viel verdanke ich ihm, dem trefflichen Blessig! Auch empfinde ich immer eine ganz eigene Rührung, wenn ich mir sein Bild zurückrufe.

Professor Fritz, der den beiden Genannten zur Seite stand, konnte allerdings, was Geist und Gelehrsamkeit betraf, mit ihnen nicht verglichen werden. Indessen war er ein fleißiger, wohlwollender und wirksamer Lehrer, bei dem etwas zu lernen war. Er las Exegetica über die Evangelien, Apologetik, Encyklopädie und Katechetik. Diese letztere war sein bestes Collegium und wurde von manchen Studirenden wiederholt besucht. Nach dem Vortrag der Theorie ließ er uns schriftliche Katechisationen machen; dann mußten wir eine Anzahl von Kindern aus der Thomasschule mündlich katechisiren. Fritz war ein Anhänger der sokratischen Methode. Dies gefiel auch mir sehr wohl, weil sie überall darauf ausging, das eigene Denken zu wecken und die Begriffe zu klären. Eine von mir eingereichte schriftliche Katechisation wurde sehr belobt; noch größeres Lob erwarb ich mir aber durch meine mündliche Katechisation, bei deren Vorbereitung es mir recht gut gelungen war, mich in den kindlichen Geist hineinzudenken.

Diese Erfolge vermehrten die Achtung, in welcher ich bereits bei meinen Commilitonen stand, und riefen mir die Ermahnung

meines ehemaligen Lehrers Faber von Zweibrücken, kein gewöhnlicher Pfarrer zu werden, ins Gedächtniß zurück. Viele Studenten suchten sich mir zu nähern. Aber stand ich auch mit allen gut, so blieb doch die Anzahl meiner genauen Freunde klein; ich hielt mich nur an solche, bei denen ich ein edleres Streben bemerkte und in deren Umgang ich gewinnen konnte.

Während des letzten Jahres, das ich in Straßburg zubrachte, kam Emmerich aus Deutschland zurück, wurde Pädagog zu St. Thomä und machte den ersten Versuch mit einer akademischen Vorlesung. Er wählte hiezu die Moralphilosophie. Noch erinnere ich mich, mit welcher Schüchternheit der treffliche junge Mann unter uns auftrat. Er stand damals ganz auf dem kantischen Standpunkte und hatte auch seinen Vorträgen das Compendium von Schmidt zu Grunde gelegt. Die historischen Zusätze, die er uns dictirte, zeugten von gründlichen und umfassenden Studien. Uebrigens erstreckte sich sein Collegium nur über die allgemeine Moral. Er brach es mit der Bemerkung ab, daß, da die Sittlichkeit überall nur von der Gesinnung abhänge, man eigentlich eine specielle Sittenlehre gar nicht aufstellen könne. Damals schon genoß Emmerich bei den Studirenden einer großen Achtung. Diejenigen, welche ihn näher kannten, sprachen viel von seinem ungeheuren Fleiße. Von der mystischen Denkweise, in die er später verfiel, war damals noch keine Spur bei ihm zu finden.

Das Bewußtsein der Unvollkommenheit meiner Kenntnisse im Französischen, das Freund Hepp durch seine Bemerkungen über die vielen Fehler, die ich im Schreiben und Sprechen machte, unterhielt, veranlaßte mich, mit meinem Stubengenossen Ringler Privatunterricht in dieser Sprache bei einem Lehrer des Lycée impérial, Namens Barthélemy, zu nehmen. Allein der gute Mann quälte uns so erbärmlich mit der Grammatik von Lhomond, schwatzte uns so viel von dem e muet und é fermé und Aehnlichem vor, daß uns sein Unterricht bald verleidete. Desto fleißiger besuchte ich mit mehreren Freunden die Lehrstunden eines Italieners, Brucalassi, der sich damals in Straßburg aufhielt. Was ich bei ihm lernte, kam mir später sehr zu statten und führte mich durch fortgesetzte Studien zu einer ziemlich vertrauten Bekanntschaft mit den Schätzen der italienischen Literatur. Ariosto, den ich unter allen Schrift-

stellern Italiens am höchsten stelle, war lange Jahre mein unzertrennlicher Begleiter auf allen meinen Reisen. Wenn irgendwo die Pferde gewechselt wurden, so zog ich unterdessen meinen Ariosto hervor und erquickte mich an einigen Strophen desselben.

Die Werke, welche ich in meinen Privatstudien am eifrigsten las und denen ich am meisten verdanke, waren folgende: in der Philosophie studirte ich mit vieler Frucht Garves Anmerkungen zu Ciceros De Officiis, Mendelssohns philosophische Schriften, Reimarus' natürliche Religion und ein Werk von Snell über Metaphysik. In der Theologie wurden mir am nützlichsten Reinhards Moral und Döderleins Institutio. Dieses letztere Werk hatte uns Blessig empfohlen; ich studirte es auf das sorgfältigste durch und schöpfte aus demselben nicht blos theologische, sondern auch philologische Kenntnisse. Der treffliche lateinische Styl dieses Buches, mit dem ich mich vertraut machte, vermehrte meine Leichtigkeit, mich im Lateinischen auszudrücken, was mir bald sehr zu statten kommen sollte. In der Kirchengeschichte hielt ich mich vorzugsweise an das Spittlersche Compendium. Indessen hatte ich mir Henkes Kirchengeschichte angeschafft, die mich aber, weil es ihr an der plastischen Darstellung fehlt, niemals anzog und auch zur Vermehrung meiner kirchenhistorischen Kenntnisse nicht viel beigetragen hat.

Unter den Freunden, an welche ich mich in dem letzten Jahre, das ich in Straßburg zubrachte, am innigsten anschloß, gehörte vor allen Lachenmeyer. Er war der Sohn meines trefflichen, innig geliebten Lehrers und von Kindheit an mein Schulgenosse und Kamerad gewesen. Unter den Knaben, welche mit mir die Lehrstunden der beiden Pfarrer Hartneck und Fabricius besuchten, war er einer der fleißigsten und begabtesten. Da er gutmüthig und wohlerzogen war, ging ich gerne mit ihm um. Nachdem er confirmirt worden, schickte ihn sein Vater zu einem Onkel, der in Backnang bei Stuttgart Schullehrer war, damit er sich auch zum Schulfach ausbilde. Allein dieser Onkel war ein harter Mann, in dessen Hause der junge Lachenmeyer viel zu leiden hatte. Er wurde bald angehalten, in der Schule zu helfen. Doch fand er hier Gelegenheit, Manches zu lernen, und besonders sich musikalisch auszu-

bilden. Bald indessen wurde er aus seiner gedrückten Lage erlöst und in Verhältnisse versetzt, die auf sein künftiges Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. In Backnang nämlich lebte ein Schulmann, der dort eine Bildungsanstalt für Knaben gegründet hatte. Der wandte sein Interesse dem jungen Lachenmeyer zu und nahm ihn in seine Anstalt, wo er ihn zum tüchtigen Lateiner ausbildete und ihm auch im Griechischen Unterricht ertheilte.

Fortdauernd blieb ich mit Lachenmeyer in Correspondenz. In seinen Briefen theilte er mir mit, was er hoffte und wünschte. Unter diesen seinen Wünschen trat immer lebhafter der hervor, Theologie zu studiren. Seine unbemittelte Lage schien aber ein unübersteigliches Hinderniß zu sein. Einst sprach ich von diesem Wunsche Lachenmeyers mit Jacob (dem späteren Pfarrer von Pfulgriesheim), der ihn kannte und schätzte. Dieser antwortete mir: Warum sollte Lachenmeyer nicht in Straßburg Theologie studiren können? Ich bin auch von Hause aus ganz unbemittelt und helfe mir, seitdem ich hier bin, durch Ertheilen von Unterricht. Lachenmeyer kann es ebenso machen. Er soll nur nach Straßburg kommen, ich werde ihm zu den ersten Lectionen verhelfen, und das Uebrige wird sich von selbst finden.

Ich theilte Lachenmeyer die Aeußerungen Jacobs mit. Er bedachte sich nicht lange. In den nächsten Herbstferien erschien er in Pirmasens, von wo er mit mir nach Straßburg zog. Wir gingen zu Fuß und legten in zwei Tagen, unter beständigem Regenwetter, bis auf die Haut durchnäßt, den Weg nach Straßburg zurück. Hier begann er die Studien, die ihn später zur Professur an dem Seminar führten. Von diesem Augenblick war er auch einer derjenigen Studirenden, mit welchen ich am liebsten verkehrte. Er war mir im Lateinischen weit überlegen und studirte diese Sprache, sowie das Griechische, fortdauernd mit großem Fleiß. Ich schlug ihm daher vor, miteinander lateinische Classiker zu lesen. Er willigte mit Freuden ein. Jacob schloß sich uns an, und so lasen wir an den Winterabenden die Aeneide, auch Stücke aus Tacitus. Diese gemeinschaftliche Lectüre gewährte mir eben so großen Genuß als Nutzen.

Nicht vergessen sollen hier einige andere Studiengenossen sein, mit denen ich damals in Verbindung trat. Vor allem Johann

Boeckel, von Barr, der nachmalige Pfarrer von Alt-Sanct-Peter und kirchliche Inspector. Er war halb blind, studirte aber ungeachtet dieses Gebrechens sehr fleißig und war ein sehr gesitteter junger Mann. Dann Matter, aus Alt-Eckendorf bei Buchsweiler, eines Landmanns Sohn. Auch er zeichnete sich durch anhaltenden Fleiß aus und gab früh eine ungemein reiche Begabung zu erkennen. Die anderen Studenten achteten ihn, doch ohne sich ihm zu nähern; denn Matter affectirte eine gewisse Vornehmheit und legte es darauf an, sich ganz französisch zu bilden. Er hatte in dieser Beziehung besser als wir die Forderungen der Zeit erkannt. Gerade die tüchtige französische Bildung, die er sich angeeignet hatte, war eine der Hauptbedingungen der glänzenden Laufbahn, die er durchlief, und des ausgedehnten literarischen Rufes, den er sich erwarb. Er hat auf meine Lebensverhältnisse einen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

Ich nenne hier weiter: Dürrbach, Jung, Maeder, Willm und Strobel. Dürrbach, eines Schlossers Sohn aus Straßburg, war etwas älter als ich und galt für einen der gelehrtesten Studenten. Witzig und geistreich, mit einer schönen Anlage zur Dichtkunst, stieß er manche durch das Barocke seines Wesens und das Beißende seines Witzes ab. Er wurde später mein College an der Nikolaikirche. — Jung war der Sohn eines Straßburger Schiffsmannes und hatte von Haus aus etwas Derbes an sich. Obgleich ein lustiger Student, erwarb er sich schöne Kenntnisse, besonders in dem historischen Fache, dem er sich später mit ausschließlicher Vorliebe widmete. Er wurde bekanntlich Professor der Kirchengeschichte an dem protestantischen Seminar und der theologischen Facultät und hat sich als Bibliothekar der Stadt Straßburg hohe Verdienste erworben. — Maeder, Sohn eines reformirten Pfarrers in Mülhausen und später Präsident des reformirten Consistoriums von Straßburg, war im Lycée impérial erzogen worden und daher in der Kenntniß der französischen Sprache uns weit überlegen. Was ihn damals auszeichnete, das war die Munterkeit seines Wesens, sein Witz und seine ausgelassene Laune. Er stiftete mit Jung einen Verein, den sie die Brummersdorfer Republik nannten, und in welchem die tollsten Streiche verübt wurden. — Willm, aus Heiligenstein, Sohn eines Rebmannes und Schüler des hiesigen

Gymnasiums, war jünger als ich und entwickelte erst später sein eminentes Talent. Ich kam erst gegen das Ende meiner Studienzeit mit ihm in Berührung. Einen wesentlichen Dienst leistete er mir dadurch, daß er mir Bücher lieh. Namentlich wurde ich durch ihn mit Goethe bekannt, von dem ich bis dahin nur weniges gelesen hatte. Welchen Einfluß Willm auf meine wissenschaftliche Laufbahn ausübte, werde ich später zu bemerken Gelegenheit haben. — Einer der begabtesten unter allen meinen Studiengenossen war Strobel, der Sohn eines aus dem Würtembergischen nach Straßburg eingewanderten armen Schneiders. Was Strobel unternahm, betrieb er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit; dagegen fehlte ihm die Beharrlichkeit: er sprang leicht von dem Einen zum Andern über. Ein guter Musiker, ein trefflicher Sänger, mit einem herrlichen Organe ausgerüstet, war Strobel auch ein begabter Dichter. Außerordentlich gutmüthig und von einem unzerstörbaren, in sprudelndem Witz sich ergießenden Humor, war er bei allen Studenten beliebt. Innig mit ihm befreundet, hat unsere Verbindung ohne die mindeste Trübung bis zum Tode Strobels fortbestanden. Ich war es, der ihn von der Schulstelle an Alt-Sanct-Peter erlöste und an das Gymnasium brachte. Sein früher Tod hat mich unendlich schmerzlich berührt.

Nicht vergessen soll auch hier Matthies bleiben, der mein Mitschüler auf dem Gymnasium in Zweibrücken gewesen und mit mir wieder in Straßburg zusammenkam. Er war ein fleißiger, begabter, sittlich unbescholtener, äußerst gutmüthiger junger Mann, mit dem ich viel verkehrte. Sohn eines Pfarrers in Hornbach, besuchte ich ihn noch während meiner Candidatenjahre in jenem nur fünf Stunden von Pirmasens entfernten Städtchen, wie er seinerseits fleißig zu mir kam. Er starb sehr jung als Pfarrer in der Nähe von Meisenheim.

Die Herbstferien, welche nach der damaligen Ordnung nur den October durch dauerten, brachte ich immer bei meinen Eltern zu. Gewöhnlich machte ich während derselben einen Besuch bei Pfarrer Fabricius, der unterdessen nach Trippstadt bei Kaiserslautern war versetzt worden. Dort fand ich immer die liebevollste Aufnahme und verbrachte glückliche Tage. Die Familie des guten Fabricius und die Verhältnisse, in welchen sie lebte, hätte einem

Dichter einen eben so reichen und anziehenden Stoff dargeboten, als die von Sessenheim dem großen Goethe. Ihn selbst habe ich bereits nach seinen Kenntnissen und nach seiner Lehrgabe geschildert. Er war ein kleiner, etwas untersetzter Mann, mit einer echt oberdeutschen Physiognomie, sehr lebhaft und in der Unterhaltung nicht ohne Witz. Seine Frau, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen, hatte noch in älteren Jahren eine ungemein anziehende, sanfte Physiognomie und etwas Wohlthuendes in Stimme und Sprache. Der Kinder waren neun. Die älteste Tochter, Friedericke, ungefähr von gleichem Alter mit mir, war eine seelenvolle, anziehende Erscheinung. Man konnte sie nicht gerade schön nennen, allein ihre Züge waren sehr angenehm, ihr Blick treuherzig und geistreich. Sie hatte eine klangreiche Stimme und sang sehr schön, ob sie gleich nie Unterricht im Singen gehabt hatte. Die zweite Tochter, Carolina, war schöner: sie hatte prachtvolles blondes Haar und regelmäßige feine Züge. Allein ihr Wesen war weniger ansprechend und ihre Bildung weniger ausgezeichnet, als die ihrer älteren Schwester. Friedericke wirkte sehr anziehend auf mich. Sie theilte mir ihre poetischen Versuche mit, die von einer nicht geringen Anlage zeugten. Es blieb mir nicht verborgen, daß sie sich auch zu mir hingezogen fühlte, und hätte es in meinem Geschicke gelegen, in Rheinbaiern eine Pfarrstelle zu erhalten, so würde ich unbedenklich Friedericken meine Hand angeboten haben.

Diese Familie bewohnte nun ein erbärmliches Pfarrhaus: es bestand nur aus einem Bodengeschoß, an das sich unmittelbar die Stallung anschloß. Daneben war ein kleiner Garten. Auch zeugte das Innere des Hauses, trotz der hier herrschenden Reinlichkeit und Ordnung davon, daß hier kein Reichthum zu finden war. Indessen herrschte in der Familie ein heiterer Geist, und fast den ganzen Tag hindurch ließ sich die sangreiche Stimme der beiden Schwestern vernehmen, während die jüngeren Geschwister sich munter in der Wohnstube herumtummelten.

Trippstadt liegt mitten in einer waldreichen Gegend auf einer Hochebene, die wenig Reize darbietet. Um so reizvoller ist das Carlsthal, das sich an der einen Seite der Höhe hinzieht. Herrlich bewachsen, mit interessanten Felsenpartieen, wird es durch einen über Kieseln und Felsentrümmern hinbrausenden ziemlich breiten

Waldbach durchschnitten. An dem einen Ende des Thales erhebt sich eine ansehnliche Bergruine, unterhalb welcher große Eisenwerke sich befinden. In dem Thale selbst, unter einem am Abhang des Berges sich erhebenden Felsen, hatte ein Einsiedler seine Klause erbaut. Dieses Thal war nun täglich das Ziel unserer Spaziergänge. Hier trug mir Friedericke ihre Gedichte vor; hier lasen wir zusammen gute Bücher; die beiden Schwestern ließen das Thal von ihrem Gesang ertönen; es wurden Blumen gepflückt. Nicht selten wurde ein bescheidenes Abendessen von Hause aus mitgenommen, das dort am rauschenden Bache, im Schatten herrlicher Buchen, eingenommen wurde. Die Tage, welche ich in jener guten, liebevollen Familie zubrachte, haben in mir ein überaus freundliches Andenken zurückgelassen. Sie bilden in meinem Leben wie ein Idyll. Alles ist mir nach langen Jahren noch gegenwärtig, wie wenn es sich erst vor wenigen Tagen zugetragen hätte, und ich muß gestehen, daß ich immer eine eigene Bewegung des Herzens empfinde, wenn ich mich in diese Familie und die in ihrem Schoße verlebten Tage zurückversetze.

Meine Studienzeit in Straßburg verfloß sehr schnell. Nachdem ich bei Dr. Blessig das Homileticum gehört hatte, machte ich meinen ersten Versuch im Predigen in einem Nachmittagsgottesdienst in St. Nikolai auf der Kanzel, die ich später so oft besteigen sollte. Ich betrat die Kanzel nicht ohne Beklommenheit, aber das Gedächtniß ließ mich nicht im Stich; ich sagte daher meine Predigt ohne Anstand her und erntete von meinen Freunden das Lob, daß ich viele Anlagen zum Kanzelredner hätte zu erkennen gegeben. Später requirirte mich der gute Dr. Blessig, um im Raspelhause, wo der Pfarrer krank geworden war, am Charfreitage zu predigen. Da ich erst am Gründonnerstag Nachmittag dazu aufgefordert wurde, so konnte ich nichts concipiren. Ich mußte mich daher entschließen, zu improvisiren. Um mir dies zu erleichtern, wählte ich einen epistolischen reichen Text und behandelte denselben analytisch. Ich fand bei dieser Improvisationsprobe keine Schwierigkeit, und würde vielleicht eben so gut als viele andere mich aufs Improvisiren haben legen können, wenn mein Gewissen es mir erlaubt hätte.

Nachdem ich meine theologischen Studien zwei und ein halbes

Jahr fortgesetzt hatte, schrieb mein Onkel, der in Cöln Prediger war, an mich: Ein Fabrikant in Cöln suche einen Hauslehrer; ich möchte daher darum anhalten, daß man mir das letzte Semester des akademischen Trienniums erlasse, mein Examen bestehen und nach Cöln kommen. Die nachgesuchte Dispens wurde mir auch wirklich gewährt. Ich beeilte mich nun, eine auf den Vorschlag Blessigs über die Feindesliebe begonnene Dissertation vollends auszuarbeiten. Es war zwar nicht gewöhnlich, daß die Studirenden eine lateinische Dissertation einreichten: allein ich wollte mit Ehren von Straßburg scheiden; da nun der Stoff mich anzog und das Lateinischschreiben mir keine Mühe machte, so vollendete ich im Laufe des Winters meine Arbeit, reichte sie ein und meldete mich zum Examen pro ministerio, welches ich mit Boeckel, Matter und Hoppe (dem in Bütten verstorbenen Pfarrer) bestand, und welches für uns glücklich ausfiel. Dr. Blessig schlug mir vor, meine Dissertation drucken zu lassen, und gab sich selbst die Mühe, meine Arbeit, was den lateinischen Styl betraf, zu revidiren. Auf Anrathen meines Onkels dedicirte ich meine Dissertation Herrn Jacobi, dem Bruder des berühmten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, der damals Präsident des Generalconsistoriums von Aachen war und dessen persönliche Bekanntschaft ich später zu machen Gelegenheit fand. Meine Dissertation, so unvollkommen sie auch war, wurde nicht ungünstig aufgenommen und in den Wachlerschen Annalen, damals ein sehr verbreitetes Journal, mit Lob recensirt.

Wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, so kann ich nur bedauern, daß ich mich verleiten ließ, so früh von Straßburg zu scheiden. Was mich dazu bewog, war das Verlangen, zu meinem Oheim zu kommen, der nach Allem, was ich von ihm gehört hatte, als das Ideal eines gelehrten Geistlichen und trefflichen Predigers vor mir stand und unter dessen Anleitung ich große Fortschritte zu machen hoffte. Allein, hätte ich Alles besser erwogen, so würde ich mein Triennium in Straßburg ruhig vollendet und mich dann noch auf eine Universität in Deutschland begeben haben. Zuverlässig würde dann mein ganzes Leben eine andere Wendung genommen haben. Durch meinen Entschluß, so früh nach Cöln zu gehen, habe ich mir viele bittere Erfahrungen zugezogen. Indessen hat mich Gott, der Herr, doch gut geführt und es verhütet, daß die von mir be-

gangenen Fehler die schlimmen Folgen nach sich zogen, die daraus hätten entspringen können.

Meine Eltern hatten beschlossen, daß meine jüngste Schwester, Lene, mich nach Cöln begleiten und einige Zeit bei meinem Onkel verweilen sollte. Die Zurüstungen wurden nun gemacht, und an Pfingsten traten wir die Reise an, die damals als sehr beträchtlich galt. Auf einem in Pirmasens gemietheten Karren und mit Proviant wohl versehen, fuhren wir bis in die Gegend von Worms. Allda mietheten wir, am Rhein, einen Kahn und fuhren auf demselben den Rhein hinunter bis Mainz. Hier mußten wir zwei Tage verweilen, weil man mich für militärpflichtig hielt und Bedenken trug, meinen Paß zu unterschreiben. Endlich fuhren wir von da auf einer Yacht weiter und kamen den ersten Tag bis Coblenz und den zweiten nach Cöln. Das Wetter war wunderschön: die Berge glänzten in dem frischen Grün der Waldungen, und von den Gipfeln derselben winkten ernst die vom Sonnenlicht erleuchteten Burgen herab. Die langsame Fahrt gewährte den Vortheil, daß man die Gegend mit voller Muße betrachten konnte. Ich kam während dieser zwei Tage nicht vom Verdeck und mußte mich nur über einige Offiziere wundern, die, ohne Gefühl für die landschaftliche Schönheit, ihre ganze Zeit damit zubrachten, unten in der Kajüte Karten zu spielen.

VIII. Hofmeisterleben in Cöln.

Onkel und Tante empfingen uns mit elterlicher Zärtlichkeit. Seit meiner frühen Kindheit hatte ich meinen Oheim nicht mehr gesehen. Ich fand in ihm einen angehenden Fünfziger, von blühendem Aussehen, etwas dick, munter, von kräftiger Stimme und freundlichem Ausdruck. Die Tante war damals noch eine schöne Frau, von hoher Statur und röthlichem Haar, sehr lebhaft und etwas heftigen Temperaments. Es waren mehrere Kinder da, die aber alle frühe starben, mit Ausnahme zweier Söhne, August und Wilhelm, die später in Cöln lebten, letzterer als ein sehr geachteter Arzt.

Die Wohnung meines Onkels, sowie die Kirche, machte einen angenehmen Eindruck. Das Haus stand in einem hübschen Garten;

links vom Hofe befand sich die Wohnung des reformirten Predigers Wilsing, der, da die Gemeinde unirt war, mit meinem Onkel an derselben Kirche fungirte und die gleichen Rechte besaß. Die Kirche St. Antonii oder, wie man in Cöln sagte, St. Dönnes, vom Kaiser Napoleon den Protestanten Cölns geschenkt, war zwar nicht groß, aber im Innern mit ungewöhnlichem Geschmack ausgerüstet. Alles war ungemein ansprechend eingerichtet und bildete ein schönes Ganze.

Mein Onkel machte mich allsogleich mit den Verhältnissen der Familie bekannt, in die ich berufen war als Hauslehrer einzutreten. Herr Scheibler, früher Fabrikant in Elberfeld, war nach Cöln gezogen, um hier eine Bandfabrik zu leiten. Unterdessen war seine Frau gestorben und hatte ihm fünf Kinder hinterlassen, die, mit Ausnahme der ältesten Tochter, mir anvertraut werden sollten. Dafür wurde mir ein jährliches Honorar von 100 Thalern, nebst Kost und Logis, angeboten. Da Herr Scheibler wünschte, daß ich den Unterricht so bald wie möglich beginne, trat ich, nachdem ich mich einigermaßen in dem alten Cöln umgesehen hatte, bei ihm ein und begann die mir dort übertragenen Berufsarbeiten.

Cöln war damals noch nicht, was es unterdessen geworden ist. Es war eine Stadt von etwa 40,000 Einwohnern, die aber einen außerordentlichen Umfang hatte und von dem Rhein aus angesehen mit ihren vielen Kirchen und Thürmen einen höchst imposanten Anblick darbot. Das Innere war noch höchst alterthümlich; die meisten Häuser kehrten ihre mehr oder weniger verzierten Giebel der Straße zu. Die vielen Kirchen gehörten den verschiedensten Zeitaltern an und gaben dem aufmerksamen Beschauer Stoff zum Studium der Architektur in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Die vielen Klöster, welche die Stadt vor Zeiten umschloß, waren größtentheils verödet; die Klostergärten waren, wenn sie nicht als Ackerfeld benutzt wurden, zur Wildniß geworden. Inmitten der Stadt erhob sich der unvollendete Dom, mit dem alten Krahn auf dem einen der angefangenen Thürme, hie und da die deutlichen Spuren des Verfalls an sich tragend. Die Stadt war noch ganz deutsch; da sie sich erst seit einigen Jahren unter französischer Herrschaft befand, so war die französische Sprache in ihr noch eine Seltenheit. Das Volk sprach ein mir Anfangs beinahe unverständliches Plattdeutsch.

Die Protestanten, welche bis zur französischen Herrschaft in der Stadt keine Kirche haben durften, sondern nach dem über eine Stunde entfernten Mülheim gehen mußten, um dem Gottesdienst beizuwohnen, bildeten eine Gemeinde von etwa 1000 Seelen, lutherische und reformirte, die aber zu einer unirten Kirche zusammengetreten waren. Unter den zu dieser Gemeinde gehörigen Familien nahm die Bamberg'sche eine hervorragende Stellung ein. Hochgeachtet war auch eine Gräfin von der Lippe, welche sich in den Wintermonaten in Cöln aufhielt. Bei dem gemeinen Volk war noch viel Antipathie gegen die Protestanten. Doch durfte diese sich nicht thatsächlich äußern.

Im Scheiblerschen Hause war ich bald mit allen Gliedern der Familie bekannt. Die älteste Tochter, Malchen, von etwa 17 Jahren, war ein hübsches, munteres Frauenzimmer, aber von beschränkter Bildung. Ich bot ihr an, ihr Unterricht im Französischen zu ertheilen: allein nach den ersten Stunden war sie dessen überdrüssig. Meiner Leitung waren drei Knaben und ein Mädchen anvertraut: Fritz, der älteste, war ein schöner, fleißiger, sehr begabter Junge von etwa 14 Jahren; Carl, 12 Jahre alt, war gutmüthig, aber von beschränkter Begabung; Julchen, ein zehnjähriges Mädchen, war ein schönes, fähiges Kind, und Gustav, der achtjährige und jüngste, ein wackerer, naiver Junge.

Meine Lehrstunden fielen sehr zahlreich aus, weil die Kinder von so verschiedenem Alter waren. Doch fing ich meinen Unterricht mit vielem Eifer an und brachte auch meine Zöglinge rasch weiter, nur Carl nicht, gegen dessen Trägheit ich unaufhörlich zu kämpfen hatte. Für den Unterricht in der Geschichte arbeitete ich mir eigene Hefte aus; auch legte ich für meine Schüler synchronistische Tabellen an, die nach und nach, je nachdem der Unterricht voranrückte, ausgefüllt wurden. Mit dem Französischen verband ich, nach dem Wunsche des Vaters, das Italienische, was mir Gelegenheit verschaffte, mich selbst mit dieser Sprache genauer bekannt zu machen.

An Eifer ließ ich es nicht fehlen. Dagegen muß ich mich anklagen, daß ich es zuweilen an pädagogischem Takte fehlen ließ. Ich war zu heftig. Was ich nicht durch gute Worte erlangen konnte, das wollte ich durch Strenge bewirken, und wandte diese Strenge zuweilen zur Unzeit und auf eine unzweckmäßige Weise an.

Meine freien Arbeitsstunden waren nicht zahlreich: Morgens bis 8 Uhr, Abends von 4 Uhr ab, wo ich indessen noch die Arbeiten meiner Schüler zu überwachen hatte. Da ich indessen, zumal des Sommers, sehr früh aufzustehen pflegte, so ließ sich auch in diesen wenigen Stunden viel thun.

Die meiste Zeit verwandte ich auf die Lectüre der Classiker. Unter den Griechen las ich Xenophon, Plato, Thukydides, Marc Aurel und Isokrates; unter den Lateinern vorzüglich Horaz, daneben Virgil und Seneca. Ich las aber Alles zu flüchtig; ich ließ es mir nicht angelegen sein, unverdrossen in die Schriftsteller einzudringen und mir von Allem Rechenschaft abzulegen. Deswegen hatte ich auch von diesem meinem Studium der Classiker nicht die rechte Frucht. Die einzige Ausbeute war eine gewisse Fertigkeit zu verstehen, die aber dennoch der Gründlichkeit entbehrte.

Daneben las ich viele geographische Schriften: ich wollte nämlich damit anfangen, mir von der Oberfläche und Beschaffenheit der Erde und ihrer Bewohner eine genaue Kenntniß zu verschaffen, und dann erst zum genauen Studium der Geschichte der Völker und der ganzen Menschheit übergehen. Was die Geschichte betrifft, so las ich Manches, was ich in der Bibliothek meines Onkels vorfand, z. B. Johann von Müllers Weltgeschichte und dessen Briefe. Allein sehr weit kam ich in diesem Studium doch nicht. Auch bot die Bibliothek meines Onkels für dieses Fach nicht viel Bedeutendes dar.

Die Theologie ließ ich ganz bei Seite. Auch mein Onkel las viel lieber classische Autoren als theologische Werke, und seine ziemlich ansehnliche Bibliothek, in der sich eine schöne Sammlung von Classikern, zum Theil in den besten Ausgaben befand, war in theologicis gerade sehr arm.

Dagegen fehlte es mir nicht an Uebung im Predigen. Hier trat mir ein treffliches Vorbild in meines Onkels Collegen, Prediger Wilsing, entgegen. Er war einer der anziehendsten geistlichen Redner, die ich jemals gehört habe, und seinem Rathe verdanke ich sehr viel. Mein Oheim ließ mich mehrmals in Cöln predigen, und Herr Wilsing kritisirte jedesmals meine Rede nach Form und Inhalt auf eine eben so freundliche als gründliche und geschmackvolle Weise.

Später wurde ich öfters berufen, bei einem Bruder des Herrn Scheibler, der in der Gegend von Düsseldorf Pfarrer und ein bejahrter Mann war, zu vicariren. Neukirch, wo er seit langen Jahren Pfarrer war, lag ungefähr fünf Stunden von Cöln. Die Leute in dieser Gemeinde hörten mich gern. Nachdem ich die ersten Male dort gepredigt hatte und abermals von dem alten Diener des Pfarrers begleitet dahin ritt, fragte ich diesen: Sagt mir doch, mein lieber Flapp (so hieß er), ob die Leute von Neukirch auch mit mir zufrieden sind? — Ja, ja, antwortete er, sie sind recht zufrieden mit Ihnen, Herr Candidat; nur sagen sie: mehr Forsch (force)! — Ich hatte den Leuten nicht laut genug gesprochen.

Nachdem ich öfters bei dem guten Pastor Scheibler vicarirt hatte, sprach er eines Tages zu mir: „Herr Candidat, wissen Sie was? Bleiben Sie bei mich. Ich bin nachgerade alt geworden und brauche Hülfe. Mit den Herren in Düsseldorf stehe ich gut; ich will ihnen schreiben, sie sollen Sie mich adjungiren. Wenn ich dann sterbe, dann werden Sie mein Nachfolger. Die Pfarrei ist gut, und die Leute sind ordentlich." Nicht ohne Rührung vernahm ich diese Eröffnung, antwortete aber ohne Anstand: ich fühlte mich zu jung, um jetzt schon ein geistliches Amt anzutreten, hätte auch ein zu großes Verlangen, die Welt zu sehen; ich müßte ihm daher für sein gütiges Anerbieten und das in mich gesetzte Vertrauen danken. Meine abschlägige Antwort that ihm leid, um so mehr, da sich dadurch eine ihm vielleicht theure Hoffnung vereitelte. Er hatte zwei Töchter, wovon die zweite, Therese, von einnehmender Gestalt und nicht ohne Bildung war. Schon in Cöln hatte ich darauf hinsprechen hören, daß Therese doch wohl für mich passe. Das war mir ein Grund mehr, um meine Absichten auf die Zukunft mit Entschiedenheit zu erkennen zu geben.

Ehe ich von Neukirch scheide, muß ich noch eines seltsamen Abenteuers gedenken, das ich bei Gelegenheit meines Vicarirens an diesem Orte hatte. Das erste Mal wurde ich dahin berufen während des Winters. Es war eben Thauwetter eingetreten, die Straßen waren bodenlos; hie und da lag noch Schnee. Man hatte geschrieben, daß man mir ein Pferd nach dem Cöln gegenüberliegenden Deutz schicken würde. Ich that mir nicht wenig darauf zu gut, daß ich diese kleine Reise zu Pferd machen sollte. Von

Herrn Scheibler entlehnte ich ein Paar Sporen und eine Reitgerte; auch lieh er mir seinen Mantel. Wiewohl ich im Reiten ganz unerfahren war, bildete ich mir ein, daß die Vorübergehenden mit Bewunderung auf mich schauen müßten. In Deutz fand ich das durch den treuen Flapp mir zugeschickte Pferd. Ich bestieg es und ritt die Straße nach Mülheim hin. Ein Eilwagen kam mir bei dieser Stadt entgegen, ich lenkte mein Pferd zur Seite. Im Augenblick aber, wo ich mich neben dem Eilwagen befand, scheute das Pferd, that einen Sprung zur Seite, kam mit den Hinterfüßen über die an diesem Orte wenigstens fünf Fuß über das anstoßende Feld liegende Chaussee, überschlug sich und fiel auf das Feld, ich darunter. Das Pferd lag mit fürchterlicher Last auf mir. Ich hörte den armen Flapp jammern; er glaubte, ich müßte Arme und Beine gebrochen haben. Daß es nicht geschah, war auch ein wahres Wunder. Meine erste Bewegung war, mich zu betasten, ob ich nicht wirklich einige Glieder gebrochen hätte. Zu meinem freudigen Erstaunen fühlte ich mich, einige Contusionen abgerechnet, unverletzt. Ich arbeitete mich also unter dem Pferde hervor, half meinem Pferde selbst auf, das glücklicherweise auch ohne Beschädigung davongekommen. Aber wie sahen wir aus, ich und mein Pferd: wir waren über und über mit Koth bedeckt. So konnte ich mich nicht sehen lassen. Ich nahm also meinen Mantel, den ich auf dem Sattel aufgeschnallt hatte, hüllte mich in denselben ein und stieg wieder zu Pferde. — Das war nun ein ärgerliches, schmutziges Abenteuer, aber es war nicht das letzte, das ich auf dieser kleinen Reise bestehen sollte. In Mülheim angekommen, wo ich, nach der damals bestehenden absurden Ordnung, einen Zoll für mein Pferd zu entrichten hatte, mußte ich mich für kurze Zeit von Flapp trennen, der da einige Geschäfte zu besorgen hatte. Er sagte mir, ich solle nur langsam weiterreiten, in einer Viertelstunde werde er mich einholen. Ich ritt nun die Landstraße entlang weiter fort. Es verging eine halbe, es verging eine ganze Stunde, Flapp erschien noch immer nicht. In der gewissen Ueberzeugung, daß ich auf dem rechten Wege sei, ritt ich immer weiter und ließ mein Pferd schnelleren Schrittes vorangehen. Endlich, da der Tag sich zu neigen anfing, wurde ich doch unruhig und fragte daher einen mir entgegenkommenden jungen Postillon, ob ich auf dem rechten Weg

wäre? Zu meinem Schrecken erfuhr ich nun, daß ich mich auf ganz falschem Weg befände und von Mülheim aus, statt geradeaus, mich links hätte wenden sollen. Guter Rath war nun theuer. Der Postillon rieth mir, den ersten Weg, der nach links führte, einzuschlagen und zu versuchen, auf Seitenwegen nach Neukirch zu kommen. Allein links zog sich ein großer Wald hin. Nicht ohne Unruhe dachte ich daran, daß ich bei einbrechender Nacht mich in diesem Wald verirren könnte. Da fand ich eine alte Frau, die sich anbot, mich um ein gutes Trinkgeld zu führen. Eine gute halbe Stunde mochte ich nun geritten sein, als ich an einen tiefen Graben kam, über den ein schmales Brett führte. Hier erklärte mir nun die Frau, weiter wisse sie den Weg nicht; ich sollte nun selbst sehen, wie ich mich weiter zurechtfände. Unter derben Verwünschungen schickte ich die Frau zurück, brachte mit vieler Mühe mein Pferd über den Steg und ritt nun weiter in den Wald hinein, ungewiß, ob ich nicht in demselben die Nacht würde zubringen müssen. Mit Schrecken dachte ich daran, daß ich ja doch den andern Morgen um 9 Uhr die Kanzel besteigen sollte. Es war schon völlig dunkel geworden, und meine Unruhe nahm mit jeder Minute zu. Siehe, da kamen, wie von Gott gerufen, von der Seite her einige junge Bauern, an die ich mich wandte. Da ich bemerkte, daß ich den andern Morgen in Neukirch predigen sollte, so fand sich sogleich einer derselben, ein hübscher junger Mann, bereit, mich bis dahin zu führen. Es war fürwahr ein großes Glück für mich, daß ich diesen Führer gefunden hatte. Ohne ihn würde ich in der Dunkelheit meinen Weg nicht gefunden haben. Außerdem kamen wir auf große Strecken, die mit Eis bedeckt waren, über die das Pferd nur mit der größten Mühe gebracht werden konnte. Erst gegen 9 Uhr kam ich in Neukirch an, wo Flapp unterdessen angelangt war und von meinem Sturz Kunde gegeben hatte. Man war meinetwegen in der größten Besorgniß und konnte nicht begreifen, warum ich so lange ausblieb. Auch hier hat es sich bewährt, daß Hochmuth vor dem Falle kommt. Indessen hatte ich meine Predigt doch nicht vergessen, und hielt sie am andern Morgen zur großen Zufriedenheit der Gemeinde.

In Cöln bestand damals ein literarisch-künstlerischer Verein, der sich die Olympische Gesellschaft nannte. Mein Onkel war ein

Gründer desselben gewesen. Er versammelte sich jeden Sonntag Abend bei Herrn Wallraff. Mein Onkel hatte um die Erlaubniß gebeten, mich einzuführen, und ich wohnte demselben öfters bei.

Wallraff war einer der interessantesten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe. Er war katholischer Geistlicher und war vor der Revolution Rector der Universität in Cöln gewesen. Einen schöneren Greis habe ich nie gesehen. Sein Kopf war ganz antik. Ein reiches weißes Haar floß um seine Schläfen. Sein helles Auge zeugte von Geist und Wohlwollen. Seine theologische Gelehrsamkeit war nicht groß, desto größer und gediegener aber war seine classische und historische Gelehrsamkeit. Vor allem aber war Wallraff ein begeisterter Liebhaber und Kenner der Kunst. Seine Kunstliebe hatte ihn früh getrieben, allerlei Kunstschätze zu sammeln. Keine Stadt bot hiezu bessere Gelegenheit als Cöln, wo die Säcularisation der vielen Klöster eine Menge seltener Kunstwerke um einen Spottpreis zum Verkauf brachte. Gleichzeitig mit den Brüdern Boisserée wußte Wallraff diese Gelegenheit zu benutzen und brachte eine ansehnliche Anzahl werthvoller Gemälde, zum Theil von den ausgezeichnetsten Meistern, zusammen. Außerdem knüpfte er im Interesse seiner Sammlung Verbindungen mit Italien und anderen Ländern an, die ihn abermals in den Besitz einer Menge von Gemälden brachten. Mit nicht geringerem Eifer sammelte er Kupferstiche und Handzeichnungen. Auch dabei ließ er es nicht bewenden, sondern wußte sich ein bedeutendes Münzcabinet und eine mineralogische Sammlung zu bilden, während seine Bibliothek zu einer sehr bedeutenden Anzahl von Büchern anwuchs. Auch an seltenen Manuscripten fehlte es ihm nicht.

Ging nun aber der Sammlerfleiß dieses Mannes ins Erstaunliche, so war auch der gänzliche Mangel an Ordnungsgeist bei ihm Erstaunen erregend. Er bewohnte ein großes Haus in der Nähe des Doms. In diesem diente nur ein einziges Zimmer ihm zur Wohnung; alle anderen Räume dienten zur Aufbewahrung seiner Sammlungen, die in der größten Unordnung durcheinander lagen. Von seinen Gemälden hingen nicht zwei an der Wand; sie standen durcheinander auf dem Boden. In großen Schichten lagen seine Kupferstiche und Handzeichnungen auf Tischen, Stühlen oder auf dem Boden. Seine Bücher waren in Kisten und Fässern auf dem

Speicher und im Keller aufgehoben. Eifersüchtig auf seine Schätze, ließ er selten Jemanden seine Säle betreten. Er selbst wußte nicht, was er Alles besaß. Nie fand er, was er suchte. Dagegen entdeckte er oft, wenn er eine Zeichnung oder einen Kupferstich suchte, eine Menge herrlicher Dinge, von denen er nicht mehr wußte, daß er sie besitze, und brachte sie dann triumphirend in unsere Gesellschaft.

Diese bestand aus gebildeten und kunstliebenden Kaufleuten und aus Künstlern. Mein Onkel war der einzige Geistliche, der daran Antheil nahm. Bei einer Tasse Thee und einer Pfeife Tabak, der nach der damaligen Sitte des Landes aus weißen irdenen Pfeifen geraucht wurde, besprach man sich hier frei über Literatur und Kunst. Jedes Mitglied brachte von literarischen Neuigkeiten und Kunstproducten mit, was ihm in die Hände gekommen war; Wallraff stellte gewöhnlich etwas von seinen Schätzen auf und gab Anekdoten zum Besten. Auch die Verhältnisse des Tages gaben Stoff zum Gespräche — es war wirklich ein sehr interessanter Verein, der bis zum Tode Wallraffs fortdauerte. Die Sammlungen des letzteren wurden von der Stadt angekauft und bilden den Fond des heutigen Museums.

Anderthalb Jahre war ich in Cöln geblieben. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse im Scheiblerschen Hause sehr getrübt. Ein Proceß Herrn Scheiblers mit seinen Associés hatte eine für ihn unglückliche Wendung genommen, und seine finanzielle Lage verschlimmerte sich mehr und mehr. Nun brachen Mißhelligkeiten zwischen der Haushälterin und der ältesten Tochter aus. Ich wurde in den Streit hineingezogen und sah bald ein, daß hier meines Bleibens nicht mehr sei. Eine Gelegenheit, mit guter Manier fortzukommen, bot sich wohl dar: es wurde mir eine Pfarrei in der Nähe von Zweibrücken angetragen; mein Onkel bestand darauf, daß ich sie annehmen sollte; und solches war auch der Wunsch meiner Eltern. Allein ich fühlte mich zu jung, um schon Pfarrer zu werden. Ich schlug das Anerbieten aus. Doch kündigte ich bald darauf Herrn Scheibler den Vorsatz an, sein Haus zu verlassen. Er nahm es gut auf. Ich zog also im Herbst 1813 in Gesellschaft eines jungen Theologen aus dem Nassauischen, Namens Spieß, der auch Hauslehrer in Cöln gewesen, ab. Zunächst begleitete ich denselben zu seinem Vater, der bei Höchst Pfarrer war, machte

mit ihm eine kleine Excursion nach Frankfurt, eilte mich sodann aber, über den Rhein zu kommen, weil die Franzosen nach der unglücklichen Schlacht von Leipzig auf dem Rückzug begriffen waren und sich dem Rhein näherten. Wenige Tage vor der mörderischen Schlacht von Hanau überschritt ich den Rhein und begab mich zu meinen Eltern nach Pirmasens.

IX. Aufenthalt in Pirmasens.

So war ich nun wieder im elterlichen Hause. Mancherlei Erfahrungen hatte ich in der letzten Zeit zu machen Gelegenheit gehabt. In meiner Bildung war ich nicht wesentlich vorangekommen. Meine Aussichten auf die Zukunft waren sehr ungewiß, mein Wunsch aber, mich in der Welt umzusehen, brennender denn je.

Es herrschte während jenes Winters in Pirmasens und in allen Rheinprovinzen eine ungewöhnliche Aufregung. Die Franzosen, von den Alliirten bedrängt, hatten sich nach dem Innern zurückgezogen, um den ewig denkwürdigen Verzweiflungskampf zu kämpfen, auf welchen der Sturz des Kaisers folgte. Die in der Pfalz noch befindlichen Depots, nebst den in den Spitälern liegenden Kranken, räumten ebenfalls das Land. Die Kranken litten meistens an dem in Folge des Krieges entstandenen und weithin verbreiteten Nerven- und Fleckfieber. Einst kam gegen Abend ein solches Depot mit vielen Kranken aus der Pfalz nach Pirmasens. Mit Schrecken sah man ihrer Ankunft entgegen, weil man fürchtete, durch sie die Seuche in die Stadt gebracht zu sehen. Es waren meistens Leute aus guten Familien, die gezwungen worden waren, in der Garde d'honneur zu dienen. Die Witterung war sehr kalt, die Straße mit Eis bedeckt. Der Maire hatte aus Vorsicht ein Haus vor der Stadt für die Kranken einräumen lassen. Dieses aber wollte der Chirurgien-major nicht annehmen, sondern verlangte, daß seine Leute, auch die Kranken, bei den Bürgern einquartiert würden. Diese aber hatten sämmtlich ihre Häuser verschlossen und nahmen Niemanden auf. Da lagen nun während mehrerer Stunden die armen Kranken in der strengsten Kälte hilflos auf der Straße. Die, welche sich fortschleppen konnten, jammerten vor den Häusern um Einlaß. Es war ein herzzerreißen-

des Schauspiel. Endlich wurde ihnen ein Saal in der Mairie eingeräumt. In dieser Nacht noch starben einige derselben.

Den letzten Franzosen zogen die Kosaken auf dem Fuße nach. Ich sah die ersten einreiten: sie wurden von den Einwohnern als Befreier mit Jubel empfangen. Bald kamen Preußen und besetzten das Land.

Mit der größten Spannung wurden die Zeitungen gelesen, die von dem Vorrücken der Alliirten berichteten. Großen Einfluß hatte der damals von Görres herausgegebene Rheinische Mercur.

Ich hatte unterdessen an einen meiner ehemaligen Studiengenossen, Berger, von Montbéliard, der damals in Paris die Stelle eines ministre catéchiste an der Eglise des Billettes versah, geschrieben, daß er mir eine Stelle in der Hauptstadt verschaffen möge. Wirklich erhielt ich auch bald von ihm ein Schreiben, worin er mir eine Hauslehrerstelle in der Familie Odier antrug. Herr Odier schrieb selbst an mich, um mich einzuladen, zu ihm zu kommen. Er bot 2400 Fr. Honorar mit Wohnung und Verpflegung an. Ich war schnell besonnen anzunehmen, aber mein Vater widersetzte sich: er fand es gefährlich, durch die feindliche Armee hindurch nach Paris zu reisen. Meine dringendsten Vorstellungen scheiterten an seinem Widerstande; mit schwerem Herzen schlug ich das Anerbieten aus, und blieb in Pirmasens.

Hier erhielten die widersprechendsten Gerüchte von der zukünftigen Bestimmung des Landes die Gemüther in steter Aufregung. Bald hieß es, es würde preußisch werden, bald, es würde an Baiern fallen, bald auch, es würde ein Königreich am Rhein gegründet und Prinz Eugène an die Spitze desselben gestellt werden. Diese letzte Aussicht fand am meisten Beifall.

Ich beschäftigte mich unterdessen mit Studien, so gut es bei den wenigen Büchern, die mir zu Gebote standen, ging. Das wenige, was ich von Classikern besaß, wurde wieder vorgenommen. Ich las Seneca durch; die Memorabilien des Sokrates übersetzte ich theilweise in das Lateinische. Daneben las ich das Neue Testament mit Rosenmüllers Scholien. Bei einem Freunde meines Vaters, Notar Jeambey, fand ich eine deutsche Uebersetzung von Hume; diese excerpirte ich mit dem größten Fleiße von Anfang bis zu Ende. Des Predigens enthielt ich mich beinahe gänzlich.

Es war gegen Ende des Winters, da erhielt ich eines Tages einen Brief von meinem ehemaligen Stubengenossen und Universitätsfreund Ringler, der bei seinem Vater in Betschdorf als Vicar fungirte, in welchem er mir meldete: die Pfarrei Kutzenhausen, nahe bei Sulz, sei vacant; ich solle mich melden, und es würde keinen Anstand haben, daß ich als Pfarrvicar dorthin ernannt würde. Der kirchliche Inspector, Herr Heyler, sei mir schon geneigt und werde mich gewiß designiren. So wenig es in meine Pläne paßte, jetzt schon in das praktische Leben einzutreten, so war doch die Aussicht, in der Nähe Ringlers angestellt zu werden, zu verlockend, als daß ich seinen Antrag hätte zurückweisen können. Auch drängte mich mein Vater zur Annahme. Ich begab mich daher auf der Stelle zu dem guten Ringler, und des folgenden Tages gingen wir nach Kutzenhausen. Das Dorf gefiel mir; einer der Kirchenvorsteher, Pfitzinger, nahm mich mit Freuden auf. Den folgenden Tag machte Ringler sich mit mir auf den Weg nach Langenkandel, wo Inspector Heyler Pfarrer war. Wir wurden freundlich empfangen. Herr Heyler, als ich mein Begehren vortrug, antwortete ohne Anstand, daß er in dasselbe einwillige. Beim Weggehen legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte mir: „Ihre Dissertation de amore inimicorum spricht für Sie das Wort; Sie werden Pfarrvicar in Kutzenhausen werden.“ Vergnügt zogen wir den andern Morgen wieder ab. Auch der alte Vater Ringler, den wir mit dem Erfolg unserer Reise bekannt machten, schien erfreut und begrüßte mich als seinen Nachbar.

Nach Pirmasens zurückgekommen, verkündigte ich meinen Eltern, daß ich Pfarrvicar in Kutzenhausen werden würde. Nun wurden schon allerlei Pläne in Betreff meiner Ausrüstung und Einrichtung gemacht. Allein vierzehn Tage darauf erhielt ich einen Brief von Ringler, der mir anzeigte, daß Inspector Heyler einen gewissen Ißler zum Pfarrvicar in Kutzenhausen ernannt habe. Diese Enttäuschung that mir wehe, und dennoch war es gut, daß aus jener Ernennung nichts wurde. Wäre ich Vicar in Kutzenhausen geworden, so würde ich es später höchstens zu einer bessern Pfarrei gebracht haben. Herr Heyler war also, ohne es zu wissen, das Werkzeug der Vorsehung, der ich jetzt noch danke, daß sie damals meine sicheren Hoffnungen vereitelte.

Nun war ich wieder darauf angewiesen, mein privatisirendes Leben fortzusetzen. Dies wäre mir sehr angenehm gewesen, wenn mich nicht die Sorge um die Zukunft oft in Unruhe versetzt hätte. Im Frühjahr indessen lief ein Brief ein, der mich von dieser Sorge befreite und mich zu einer Anstellung führte, die aber meinen Wünschen durchaus zuwider war.

Dieser Brief war von Herrn Inspector Schmidt in Ingweiler. Der würdige Mann schrieb mir, in der Gegend von Lützelstein sei eine Pfarrei, Namens Lohr, die schon drei Jahre keinen Pfarrer habe. Da er vernommen, daß ich zur Zeit ohne Beschäftigung sei, so habe er geglaubt, sich an mich wenden zu müssen mit der Bitte, mich der armen, verwaisten Gemeinde anzunehmen.

Meinem Vater, der den sehnlichen Wunsch hegte, mich einmal definitiv angestellt zu sehen, war dieser Brief sehr willkommen; mir dagegen machte er wenig Freude. Ich wollte noch nicht in das Amt, sondern mich in der Welt und unter den Menschen umsehen. Mein Plan war, in Frankreich eine Anstellung zu suchen und so lange dort zu bleiben, bis ich genug erworben hätte, um nach England zu gehen. In England wollte ich mich dann auch um eine Stelle umsehen und dort bleiben, bis ich der englischen Sprache ganz mächtig sein würde. Von da gedachte ich mich nach Italien zu begeben, um dieses Land kennen zu lernen und es im Italienischen, welches ich bereits sprechen konnte, bis zur Vollkommenheit zu bringen. Mit diesen Plänen war aber mein Vater keineswegs einverstanden. Nach seiner positiven Weltansicht war er der Meinung, es sei nun Zeit, an den gehörigen Broterwerb zu denken. Durch vieles Zureden bewog er mich, zu Herrn Inspector Schmidt zu gehen, mich bei ihm über die Verhältnisse der Pfarrei Lohr genau zu erkundigen und dann meinen Entschluß zu fassen. Um ihn nicht mißzustimmen, willigte ich in diese Reise ein, mit dem stillen Entschluß, was ich auch über die Verhältnisse der Lohrer Pfarrei erfahren möchte, dieselbe entschieden auszuschlagen.

Ich schlug den Weg über das Bärenthal ein, wo der Sohn des dort lebenden und weit und breit als beinahe wunderthätiger Doctor bekannten Pfarrers Spoor sich anbot, mich nach Ingweiler zu Herrn Inspector Schmidt zu begleiten. Wir machten die kleine Reise zu Fuß. Herr Schmidt, ein sehr gewandter, feiner Mann,

empfing mich aufs freundlichste. Er nahm mich sogleich mit auf sein Studirzimmer und sprach mir von Lohr: Es sei allerdings eine sehr große Pfarrei, aus fünf Dörfern bestehend, und vier Kirchen seien zu bedienen; allein die Leute seien gut und die Pfarrei ziemlich einträglich. Als Pfarrvicar hätte ich freilich nur 800 Francs zu beziehen, nebst den Casualien; allein die wenigen Jahre, die mich von dem gesetzlichen Alter trennten, würden schnell herum sein, und ich würde dann als Pfarrer von Lohr eine anständige Besoldung genießen.

Ich bemerkte Herrn Schmidt, daß ich eigentlich nur auf den dringenden Wunsch meiner Eltern und aus dankbarer Anerkennung seines verbindlichen Schreibens zu ihm gekommen sei. Meine Absicht gehe aber gar nicht dahin, mich jetzt schon durch die Annahme einer Stelle zu binden.

Ohne auf diese meine Aeußerungen weiter einzugehen, bat mich Herr Schmidt, bei ihm zu übernachten. Da es noch ziemlich früh am Tage war, lud er mich ein, mit meinem Freunde Spoor einen Spaziergang nach Buchsweiler zu machen. Erst bei einbrechender Nacht kamen wir zurück. Sogleich bat mich Herr Schmidt, mit derselben ruhigen Freundlichkeit, abermals auf seine Studirstube zu kommen. Hier überreichte er mir eine Schrift mit den Worten: „Ich habe während Ihrer Excursion nach Buchsweiler Ihre Ernennung als Pfarrvicar von Lohr schon aufgesetzt. Hier haben Sie dieselbe; ich werde morgen eine Abschrift davon zur Approbation nach Straßburg schicken. Ich rathe Ihnen nun, morgen selbst nach Lohr zu gehen, mit der Pfarrei und den Leuten Bekanntschaft zu machen." Das Erstaunen, mit welchem ich diese Mittheilung anhörte, kann ich nicht beschreiben. Ich war überrascht, beschämt — doch faßte ich mich und antwortete: Ich könne unmöglich jetzt definitiv annehmen; doch wolle ich mir die Pfarrei Lohr ansehen.

Nach einer großentheils schlaflosen Nacht brach ich auf und ging gegen Lohr zu. Den Anweisungen des Herrn Inspector Schmidt zufolge sollte ich zuerst nach Lützelstein, zu seinem Neffen, Herrn Pfarrer Reichardt, und von da nach Petersbach gehen. Ich trat die Reise mit schwerem Herzen an. Noch immer war ich entschlossen, die Stelle auszuschlagen. Zu meiner großen Freude

traf ich unterwegs einen ehemaligen Studiengenossen Merkle, später Pfarrer in Käskastel, der sich mir als Begleiter beigesellte und mir Muth zusprach.

Lützelstein hatte damals noch immer eine kleine französische Garnison. Die Thore waren geschlossen. Um eingelassen zu werden, mußte ich von der Vorstadt aus einen Brief an Herrn Reichardt schreiben, der dann bei dem Commandanten meine Einlassung bewirkte. Erst bei dem Eintreten bei Herrn Reichardt ging mir das Herz wieder auf. Er war krank; allein er empfing mich doch augenblicklich. Seine schöne, offene Physiognomie, sein helles, freundlich blickendes Auge, seine liebevollen Worte gewannen mir augenblicklich das Herz. Herr Reichardt sprach mir offen über die Verhältnisse der Gemeinde, schilderte mir ihren verwaisten Zustand, bat mich, mich derselben anzunehmen, und bemerkte, daß eine Weigerung von meiner Seite in Straßburg einen sehr übeln Eindruck hervorbringen würde. Ich sollte wenigstens auf einige Zeit hingehen. Da Lohr nur eine Stunde von Lützelstein entfernt sei, könnten wir uns oft sehen und vieles Gute mit einander wirken.

Halb entschlossen anzunehmen, ging ich nun nach Petersbach und von da nach Lohr. Ich kehrte bei der Frau Stabhalterin Hofmann ein. Kaum war es aber bekannt geworden, daß ein junger Geistlicher da sei, der wahrscheinlich in die Pfarrei würde ernannt werden, so sammelte sich eine Menge Landleute in der Wirthsstube. Ich unterhielt mich mit ihnen, fand aber von ihrer Seite eine große Zurückhaltung. Der dem Landvolk eigene Argwohn äußerte sich auch hier und ließ sie glauben, daß ich ein verlaufener Candidat sei, der sich bei ihnen eindrängen wolle. Den anderen Morgen besah ich das Pfarrhaus, das im entsetzlichsten Schmutze dastand, und die Kirche, die ich in elendem Zustande fand. Ich kehrte schweren Herzens zu Herrn Reichardt zurück, der mir abermals Muth zusprach. Ganz entschlossen zur Annahme war ich immer noch nicht. Herrn Inspector Schmidt sagte ich bei der Durchreise, ich würde ihm meinen definitiven Entschluß von Pirmasens aus zu wissen thun.

So kam ich, noch schwankend in meinem Vorhaben, nach Pirmasens zurück. Mein Vater drang nun darauf, daß ich die Stelle annehmen solle. Schwester Lene erbot sich sogleich, mich zu begleiten

und meine Haushaltung zu führen. Ich schrieb daher annehmend an Inspector Schmidt. In dem elterlichen Hause wurden nun die nothwendigen Vorkehrungen zu unserer Abreise getroffen. Einige Wochen darauf kamen zwei Bewohner von Lohr mit ihrem Fuhrwerke angefahren. Wir hatten leider nicht viel aufzuladen. So zogen meine Schwester und ich, von den Segenswünschen unserer guten Eltern begleitet, nach Lohr ab.

X. Vicariatsleben in Lohr.

Die Pfarrei Lohr gehörte damals zu den ausgedehntesten und mühsamsten der ganzen Kirche Augsburger Confession in Frankreich. Sie bestand aus fünf Dörfern: zuerst Lohr, eine Stunde von Lützelstein, ein ziemlich ansehnliches und wohlhabendes Dorf; sodann Petersbach, eine gute Viertelstunde näher an Lützelstein. Auf der anderen Seite von Lohr lag Schönburg, in einer Entfernung von einer Stunde. Der Weg dahin führte theilweise durch den Wald. Von Schönburg ging ein steiler, im Winter höchst schwieriger Pfad in das sehr tief gelegene Craufthal (eigentlich Grafenthal) hinab. Hohe Felsen, die sich auf der einen Seite des armen Dörfchens aufthürmten, bildeten an ihrem Fuße Höhlen, die, durch angebaute Mauern verschlossen, einer gewissen Anzahl von dürftigen Familien zur Wohnung dienten. Hier befand sich einst ein adeliges Fräuleinstift, von welchem noch Ruinen sichtbar waren. Die ehemalige Klosterkirche diente gemeinschaftlich den Katholiken und Protestanten. Vom Craufthal führte ein steiler Weg den Berg hinauf zu dem drei Viertelstunden von da gegen Pfalzburg zu gelegenen Eschburg. In vier von diesen Dörfern waren Kirchen, die abwechselnd bedient werden mußten. Den einen Sonntag sollte in Lohr und in Petersbach gepredigt und in dem einen dieser Dörfer die Kinderlehre gehalten werden; den andern Sonntag wurde in Schönburg und Craufthal gepredigt. Der bestehenden Gewohnheit nach speiste an diesem Tag der Geistliche abwechselnd bei einem der Einwohner von Schönburg. Eschburg hatte keine Kirche, doch wurden die Casualien in dem Dorfe gehalten: die Schulstube diente alsdann zum Versammlungsort.

Hierher führte mich nun mein Schicksal im Frühjahr 1814. Mit schwerem Herzen zog ich dahin: denn abgesehen davon, daß die Berufung zu einer Pfarrstelle alle meine Wünsche und Pläne durchkreuzte, graute mir vor einer so mühsamen Pfarrei. Die hier mich erwartenden Arbeiten flößten mir um so größeres Bedenken ein, da ich ja in der Verwaltung des Pfarramtes noch gar keine Uebung hatte. Die Aussicht auf das einsame Leben, das ich hier führen würde, vermehrte meine traurige Stimmung. Mein einziger Trost war der Gedanke an die Nähe Reichardts, der einen so ungemein wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht und mir ein unbegrenztes Vertrauen eingeflößt hatte.

Die Bewohner Lohrs hatten unterdessen das Pfarrhaus ausweißen und die Thüren anstreichen lassen. Darauf beschränkte sich auch Alles, was sie auf meine Ankunft hin thaten. Die Zimmer des Pfarrhauses waren nicht einmal aufgewaschen worden; die Thüren waren mit Wasserfarbe ohne Leim angestrichen, und die Farbe wischte sich ab, wenn man mit der Hand darüber fuhr. Meine gute Schwester mußte, da wir keine Magd hatten, selbst die Zimmer aufwaschen, die wir bewohnen sollten, und ich sah mich genöthigt, auf meine Kosten sämmtliche Thüren noch einmal anstreichen zu lassen.

Mit den wenigen Möbeln, die wir mitgebracht hatten, richteten wir uns nothdürftig ein. So gering auch unser Hausrath war, so wußte meine Schwester doch alles so gut zu ordnen und mit Blumen aufzuputzen, daß unsere Wohnung auf Jedermann, der bei uns einkehrte, einen angenehmen Eindruck machte.

Proviant hatten wir, wie sich's denken läßt, gar keinen mitgebracht. Für das Nothwendigste sorgten indeß die Einwohner und vorzüglich unsere gute Stabhaltersmutter — so nannten wir von den ersten Tagen an die Frau Hofmann, bei der ich das erste Mal, als ich nach Lohr kam, eingekehrt war —, welche uns oft wiederholte: „Kinder, wenn ihr etwas braucht, so kommt nur zu mir!“

Der nächste Sonntag nach meinem Einzug war zu meiner Ordination bestimmt. Herr Inspector Schmidt kam von Ingweiler, um sie vorzunehmen. Es erschienen auch mehrere benachbarte Geistliche, welche den jungen Collegen wollten kennen lernen. Meine

Predigt hatte ich noch vor meiner Abreise von Pirmasens geschrieben. Es ging Alles gut, und meine Predigt machte einen nicht geringen Eindruck. Herr Inspector Schmidt drückte mir darüber sehr herzlich seine Zufriedenheit aus, und die Gemeinde wurde durch dieselbe gänzlich für mich gewonnen. Jetzt kamen die Leute von allen Seiten und brachten uns Mehl, Eier, Butter, Speck und Schinken; auch die Aermsten wollten mit ihren Gaben nicht zurückbleiben. Durch diese Geschenke wurden wir schnell in einen gewissen Ueberfluß gesetzt, der freilich nicht lange aushielt, und auf welchen bald ein nur um so größerer Mangel folgte.

Meine Berufsarbeiten ergriff ich nun mit dem größten Eifer, ich darf wohl sagen: mit Begeisterung. Mit gewissenhafter Sorge concipirte und memorirte ich jede meiner Predigten. Vorzüglichen Fleiß verwandte ich auf die Kinderlehre. Die Belohnung hierfür blieb nicht aus. Meine Predigten wurden gerne gehört: jeden Sonntag strömte Alt und Jung zur Kirche. Meine Kinderlehren wurden nicht weniger besucht. Von allen Seiten bemühte man sich, mir Beweise von Liebe und Zutrauen zu geben. Ich kann wohl sagen, daß, so lange ich in Lohr war, ich auch nicht einmal Veranlassung hatte, mich über das Verhalten der Gemeinde mir gegenüber zu beklagen. Im Gegentheil, man that, was man konnte, um mich zufrieden zu stellen. Jeder Wunsch, den ich aussprach, fand augenblickliche Befriedigung. Ueberall wurde ich mit Liebe empfangen, und nicht selten gab man mir Beweise von Anhänglichkeit, die mich tief rührten. Die Gemeinde äußerte nur eine Besorgniß, nämlich, daß ich nicht lange bei ihr bleiben würde; und zu dieser Besorgniß hatte sie allerdings Grund.

Meine Berufsarbeiten waren schwer und drückend. Weniger schwer fielen mir die Predigten und die Kinderlehren als die Casualien, die in einer so großen Pfarrei ohnehin zahlreich vorkamen, damals aber noch häufiger waren, weil das in Folge des Rückzugs der französischen Armee eingetretene Nerven- und Fleckfieber auch in den mir anvertrauten Gemeinden herrschte. Krankenbesuche kamen oft vor, und diese setzten mich stets in eine gewisse Verlegenheit. Drei- bis viermal in der Woche mußte ich die Dorfschaften, die außer Lohr meine Pfarrei bildeten, besuchen. Während der Sommermonate ließ sich dies leichter machen, besonders weil

mir das Pferd der guten Stabhaltersmutter jederzeit zu Gebote stand. Allein äußerst beschwerlich wurden diese Besuche, als die strenge Jahreszeit eintrat. Während des Winters verließ ich Lohr, wenn ich nicht da zu predigen hatte, schon gegen halb sieben Uhr. Wegen der schlechten Wege mußte ich zuweilen bis Schönburg eine Laterne mitnehmen. War der Bergabhang, der nach Craufthal führte, mit Schnee und Eis bedeckt, so war es keine leichte Sache, hinabzusteigen. Kaum angelangt, in Schweiß gebadet, mußte ich in die kalte Kirche von Craufthal, und wenn ich hier gepredigt hatte, wieder den Berg hinauf nach Schönburg, um auch dort den Gottesdienst zu halten. Nicht selten war ich genöthigt, ein zweites Mal den Weg zurückzulegen, um Casualien zu halten. War ein Actus in Eschburg zu verrichten, so mußte ich von Craufthal aus den steilen Berg erklimmen, auf welchem Eschburg liegt. Mit einem Pferde war im Winter auf diesen Wegen gar nicht fortzukommen, ich mußte immer zu Fuß gehen. Ich erstaune noch jetzt darüber, daß ich mir auf solchen Predigtgängen keine Krankheit zugezogen. Auf die Länge hätte ich es freilich nicht ausgehalten.

Waren schon die Mühseligkeiten meiner Berufsarbeiten geeignet, mir den Aufenthalt in Lohr zu erschweren, so kamen dazu noch die großen Verlegenheiten, die mir aus meiner häuslichen Lage erwuchsen. Geld hatte ich wenig mitgenommen. Meine Besoldung, die nur auf 800 Francs festgesetzt war, reichte zur Führung meiner Haushaltung nicht aus. Das Schlimmste aber war, daß ich lange warten mußte, um das erste Quartal derselben zu erhalten. Das Wenige, was die Casualien eintrugen, war schnell ausgegeben. So kamen oft Augenblicke, wo ich nicht wußte, wie ich mir helfen sollte, und ich hätte auch in der That Mangel leiden müssen, wenn mir die Leute nicht Manches zugetragen hätten und die gute Stabhaltersmutter uns nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Wir waren um so schlimmer daran, als sich in Lohr kein Bäcker befand. Wir mußten also auf eine Gelegenheit warten, um das Brot von Lützelstein kommen zu lassen. Blieben diese Gelegenheiten aus, so blieb uns nichts anderes übrig, als bei der Stabhaltersmutter oder in einem benachbarten Hause ein Stück Brot zu borgen.

Den höchsten Grad erreichte die Verlegenheit, wenn wir Besuch bekamen, was ziemlich häufig geschah. In diesem Falle schaute ich

nur meine Schwester an: schüttelte diese mit dem Kopf, so war mir dies ein Zeichen, daß wir nichts im Schranke hatten, und ich mußte, zu meiner tiefen Beschämung, den Besuch abziehen lassen, ohne ihm das Geringste anbieten zu können. War es nicht möglich, dem Besuche so ungenirt zu begegnen, so begab ich mich in der Stille zu meinem Nachbar Antoni, einem braven Manne, bat ihn, mir ein Stück Brot zu borgen, und trug es unter meinem Ueberrocke nach Hause. Da es uns nie an Kirschwasser fehlte, das in dieser Gegend im Ueberfluß bereitet wird, so konnte ich wenigstens mit einem Gläschen Kirschwasser und einem Stückchen Brot aufwarten.

Wie viel ich auch zu thun hatte, es blieben mir doch manche Mußestunden übrig. Hätte mir nur ein reicher Bücherschatz zu Gebote gestanden, so würde ich denselben zu einem methodischen Studium verwandt haben. Da ich aber nur die wenigen Bücher hatte, die ich selbst besaß oder von Freund Reichardt entlehnte, so blieb mein Lesen und Studiren ein ungeordnetes. Reichen Trost gewährten mir die Classiker. Den Homer las ich während meines Aufenthaltes in Lohr ganz durch. Seneca und Horaz kamen auch wieder häufig an die Reihe. Daneben las ich fleißig das Neue Testament, wobei mir Rosenmüllers Scholien und die Anmerkungen Stolzens zu seiner Uebersetzung gute Dienste leisteten. Auch das Alte Testament nach dem hebräischen Text wurde wieder zur Hand genommen, für welches aber die Fauna des Reineccius und das Lexikon von Simonis-Eichhorn die einzigen mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel waren. Daneben beschäftigte ich mich mit dem Italienischen. Tasso wurde wieder gelesen, auch übte ich mich in dem italienischen Styl und gewann bald eine bedeutende Gewandtheit im Schreiben. Außerdem las ich von Reisebeschreibungen und geschichtlichen Werken, was ich nur auftreiben konnte. Noch immer ist mir in Erinnerung, welchen Genuß ich hatte, wenn ich einmal über einen ganzen Tag verfügen konnte und am warmen Ofen ein anziehendes Buch las.

Ein großer Trost war mir die Gesellschaft Reichardts. Wir kamen viel zusammen, und je näher ich ihn kennen lernte, desto lieber gewann ich ihn. Er war sehr unterrichtet, mit einem Herzen voll Liebe. Auch Pfarrer Heintz mein ehemaliger Studiengenosse, der damals in Drulingen war, war mir ein angenehmer Gesellschafter. Meine Schwester mochte den guten Heintz wohl leiden und ergötzte

sich sehr an dessen munterer Laune und witzigen Einfällen. Meine Abende brachte ich gerne bei der lieben Stabhaltersmutter zu, deren Liebe zu ihren beiden Kindern, wie sie mich und meine Schwester nannte, von Tag zu Tag wuchs. Frau Hofmann hatte noch eine ledige Tochter, ein wohlerzogenes Mädchen, die nicht ohne Bildung war, und die sich mit inniger Liebe an meine Schwester anschloß. Nicht unbemerkt blieb mir der stille Wunsch, den die gute Mutter in ihrem Herzen nährte. Je lieber ich diese treffliche Frau hatte, desto vorsichtiger war ich nun, um nichts zu thun, was diesen Wunsch in ihr hätte bestärken können. Ich verhehlte ihr nicht, daß ich nicht lange in Lohr zu bleiben gedächte.

So verstrich der Sommer; der Herbst und der Winter machten meine Lage noch schwieriger. Dazu ergriff mich ein physisches Leiden, eine Art von Erschöpfung, vielleicht durch die übermäßige Arbeit hervorgebracht. Die Kräfte meines Geistes waren mir wie gebrochen, zu der geringsten Arbeit fühlte ich mich vollkommen unfähig. Jede Predigt kostete mich eine ungeheure Anstrengung, und gegen meine Gewohnheit schob ich das Concipiren derselben bis zur letzten Stunde hinaus, wo mich dann eine furchtbare Angst anwandelte, ob ich etwas zu Stande bringen würde.

Während ich mich in diesem Zustande befand, besuchte mich ein alter Studiengenosse, Jacob. Er hatte einen Oheim in Lützelstein, Herr Teichmann, Revierförster, bei welchem er sich einige Tage aufhielt. Er eröffnete mir, er habe durch Stundengeben sich so viel erspart, daß er eine Reise nach Paris machen könne. Im Laufe des Gespräches frug er mich, ob ich ihm einen Auftrag zu geben hätte? und ohne mich lang zu besinnen, antwortete ich: wenn er je Freund Berger zu Gesicht bekäme, so möchte er ihm sagen, daß ich den dringenden Wunsch hegte, von Lohr weg zu kommen, und ihm dankbar sein würde, wenn er mir in Paris zu einer Hauslehrerstelle verhelfen könnte.

Freund Jacob machte seine Reise nach Paris und kam zurück, und ich dachte nicht mehr an den Auftrag, den ich ihm gegeben. Man denke sich daher mein Erstaunen, als ich im Februar (1815) einen Brief erhielt, in welchem Berger mir meldete, daß er mich zu einer Hofmeisterstelle in der Familie Gros vorgeschlagen habe: dieselbe sei mir gewiß, wenn ich sie in kürzester Frist antreten könne.

Es gab in der Welt nichts, was meinem Wunsche mehr entsprochen hätte, als eine Hauslehrerstelle in einer guten Familie in Paris. Auch war ich sogleich bereit, sie anzunehmen. Was mich störte, war nur, daß ich schon in kurzer Frist dieselbe antreten sollte. Konnte ich die Pfarrei Lohr auf der Stelle verlassen? Sollte ich die Liebe, welche mir die Glieder meiner Gemeinde erwiesen, durch eine plötzliche Abreise erwidern? Würden meine geistlichen Oberen mir die Erlaubniß geben, meine Pfarrei zu verlassen, bevor sich ein Nachfolger gefunden hätte?

Um darüber ins Reine zu kommen, begab ich mich zu Reichardt und bat ihn um seinen Rath. Er rieth mir, mich vor allem mit seinem Onkel, Herrn Inspector Schmidt in Ingweiler, auseinanderzusetzen. Das that ich unverzüglich. Herr Schmidt nahm meine Eröffnungen sehr wohlwollend auf und bot sich an, mir in Straßburg bei dem Directorium das Exeat zu erwirken. Doch sollte ich mich um einen Nachfolger umsehen. Freudigen Herzens kehrte ich zu Reichardt zurück. Allein unterwegs trat mir ein anderes Bedenken entgegen: wo sollte ich das Geld hernehmen, um die Kosten meiner Reise nach Paris zu bestreiten? Auch dafür wußte der treffliche Reichardt Rath. Er sagte mir, er habe kürzlich eine kleine Erbschaft von 300 Francs gemacht, diese biete er mir zur Verfügung an. Ich sollte sie ihm zurückerstatten, wann ich wollte.

Mit diesen Nachrichten eilte ich zu meiner guten Schwester zurück, die auch froh war, aus Lohr erlöst zu werden. Ich sah mich nun nach einem Nachfolger um und fand diesen in Candidat Zwilling von Dosenheim. Dieser erbot sich auch, mir meinen kleinen Hausrath abzukaufen. Nun begab ich mich, in bitterer Winterkälte, zu meinen Eltern nach Pirmasens. Die Reise von 12 bis 13 Stunden legte ich an einem Tage zu Fuß zurück. Meine Eltern willigten in meinen Entschluß ein. Bald nach meiner Rückkehr in Lohr wurden die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Meine Schwester zog zuerst ab, ich wenige Tage nachher. Mit vielen Thränen wurde ich entlassen, und ich kann sagen: mein Andenken hat sich in Lohr lang erhalten.

Dieser zehnmonatliche Aufenthalt in Lohr bildet in meinem Leben eine ganz eigenthümliche Episode. Es liefen bei demselben zu viele materielle Sorgen mit unter, als daß ich ihn eine Idylle

nennen könnte. Doch fehlte es diesem Aufenthalte an poetischen Zügen nicht. Der Mangel selbst, mit dem ich zu kämpfen hatte, erschien mir in der späteren Erinnerung in einem poetischen Lichte. In hellerem Lichte noch die vielen Beweise von Achtung, Liebe und Vertrauen, die ich dort erhielt, vor allem die Liebe meiner guten Stabhaltersmutter, für welche die innigste Dankbarkeit niemals in meinem Leben erlöschen wird. — An Erfahrungen war dieser kurze Zeitraum reich. Ich habe während desselben das Leben eines Landpfarrers von seiner Licht- und Schattenseite kennen gelernt und erkannt, was man in einer solchen Stellung wirken kann, wenn man nur guten Willen und rechten Eifer hat. Die wunderbare Weise, auf welche die Vorsehung in unser Leben eingreift, die dünnen, unbemerkbaren Fäden, an welche sie die heilsamsten Veränderungen anknüpft, haben sich mir hier wieder auf die auffallendste Weise geoffenbart. Im Augenblick, wo ich am wenigsten auf eine Erlösung aus meiner fast unerträglichen Stellung hoffte, hat sie mir eine Aussicht eröffnet, und zwar von einer Seite, woher ich sie damals am allerwenigsten erwartete. Gott sei dafür gepriesen!

XI. Hofmeisterleben in Paris. 1815—1821.

Wie drückend auch meine Lage in Lohr gewesen, so schied ich doch mit schwerem Herzen. Der aufrichtige Schmerz, den die ganze Gemeinde über meinen Weggang an den Tag legte, stimmte auch mich zur Wehmuth. Ich kam mir undankbar vor, diese Leute zu verlassen, welche mir so viele Beweise von Liebe und Dankbarkeit gegeben hatten.

Mein treuer Nachbar Antoni, der mir so oft in der Noth ausgeholfen hatte, führte mich mit meinen geringen Habseligkeiten nach Pfalzburg, wo ich die Diligence nach Paris nehmen sollte. Sie nannte sich Vélocifère, brauchte aber zur Reise nicht weniger als vier Tage und zwei Nächte. In Pfalzburg traf ich einen Straßburger Künstler, den ich schon früher kennen gelernt hatte, Herrn Schuler, den Vater des nachmaligen trefflichen Kupferstechers, welcher mit großen Hoffnungen nach Paris reiste. Er wollte dort eine angefangene Platte, die verlassene Nonne, vollenden, und gedachte durch

diesen Stich sich den Titel eines graveur du Roi zu erwerben, eine Hoffnung, die leider gänzlich fehlschlug. Der gute Mann machte uns auf der Reise manchen Spaß. Seine Frau hatte ihn mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, auch ihm eine Fülle von Victualien mitgegeben, die wir ihm verzehren halfen. Aengstlich im höchsten Grade und über die geringsten Kleinigkeiten in Verlegenheit, war er der Gegenstand der steten Neckereien der ganzen Reisegesellschaft.

In Paris stieg ich in demselben Hotel wie Herr Schuler ab, rue du vieux colombier, und verwandte nun einige Tage auf die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Den mächtigsten Eindruck machte das Museum im Louvre auf mich, welches damals noch alle die aus Italien gebrachten Schätze enthielt. Dort sah ich den Apollo von Belvedere, die Venus von Medicis und viele andere herrliche Antiken, dort die Madonna della Sedia und eine Menge Gemälde der berühmtesten Meister. In David's Atelier bewunderte ich den Leonidas und den Kampf der Römer und Sabiner.

Unterdessen hatte ich der Familie Gros, die in Poissy auf dem Lande war, meine Ankunft gemeldet. Am vierten Tage erschien der treue Bediente des Hauses, Lacan, um mich abzuholen. Nicht ohne Herzklopfen ging ich dem verhängnißvollen Augenblicke entgegen, der mich in diese Familie einführen sollte.

Es war gegen 8 Uhr Abends, als wir in Poissy eintrafen, und schon Nacht. Lacan führte mich in einen runden, hell erleuchteten Saal, wo sich mir ein eigenes Schauspiel darbot. In demselben trieben sich nämlich 15 junge Leute und Kinder herum; mitten aus diesem fröhlichen Gewimmel erhob sich eine schöne Dame von imposantem Aussehen, die mir entgegentrat. Es war Madame Gros. Sie empfing mich mit vieler Artigkeit; dennoch entging mir ein gewisses Befremden nicht, das ihr meine Erscheinung einflößte. Sie erklärte mir später, ich sei ihr viel zu jung vorgekommen, um der Lehrer ihrer Kinder zu sein, und ihr erster Gedanke sei gewesen: C'est un élève qu'on nous envoie; comment pourrait-il me seconder dans l'éducation de mes enfants? Wenn schon die imponirende Erscheinung der Dame und das Kindergewimmel mich in nicht geringe Verlegenheit versetzte, so wuchs dieselbe noch mehr, als sie mir sagte, diese Kinder gehörten zum Theil ihr selbst, zum Theil aber ihrer

Freundin, Madame Courant, die ebenfalls gegenwärtig war; ich sollte nun versuchen, die ihrigen herauszufinden. Man wird es leicht begreifen, daß ich bei diesem Versuche viele Mißgriffe machte, die große Heiterkeit erregten. Indessen wirkte das zutrauliche Wesen, das in diesen beiden Familien herrschte, wohlthätig auf mich; meine Aengstlichkeit und Verlegenheit wichen nach und nach, und am Schlusse des Abends war ich viel unbesorgter, als ich es am Anfang gewesen.

Des andern Morgens fing ich damit an, mich in den Umgebungen meines neuen Heims umzusehen. Die Wohnung der Familie Gros war in einem Hause, das zu der einst so reichen und berühmten Abtei gehörte, in welcher das berühmte Colloquium von Poissy war gehalten worden. Von der herrlichen Kirche der Abtei, die in der Revolution abgebrochen worden, waren nur wenige Reste übrig geblieben; doch standen noch mehrere Seitengebäude, sowie das große Eingangsthor, mit zwei massiven Thüren. In einem der Seitengebäude wohnte die Eigenthümerin des Hauses, Madame Courant, eine geborene Engländerin, deren seltene Güte ich später kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Hinter diesen beiden Häusern waren große Gärten, die an einen umfangreichen Enclos stießen, welcher von einer mit Thürmen versehenen Mauer umgeben war. In diesem Enclos befand sich ein großer Teich, an dessen Seite sich herrliche Baumpflanzungen hinzogen. Etwas weiter lag ein mit allerlei Buschwerk umgebener verlassener Steinbruch, welcher zu einer tief in den Felsen eingegrabenen Höhle führte. Von einer über dieser Steingrube aufgeführten Höhe konnte man das an der Seine liegende alte Städtchen Poissy mit der theils in romanischem, theils in gothischem Styl erbauten St. Ludwigskirche übersehen, die ihren Namen davon hatte, daß, der Sage nach, der heilige Ludwig in ihr getauft worden war. Den alten Taufstein zeigte man noch als eine Reliquie. Ueber die Seine hinaus fiel der Blick auf die mit Dörfern bedeckte Hügelreihe. Jenseits der Stadt aber sah man den Wald von Saint-Germain sich weit hinziehen.

Das Haus, das die Familie Gros bewohnte, war alt und unregelmäßig, allein ungemein pittoresk und geräumig. Die Familie war aber auch sehr groß. Die Zahl der Kinder belief sich auf acht, und selten mag wohl eine Familie existirt haben, deren

sämmtliche Mitglieder durch Schönheit, Geist und Herzensgüte, sowie durch die unter ihnen herrschende Eintracht so ausgezeichnet gewesen wäre, wie diese.

Den drei ältesten Kindern, Fanny, Adele und Eduard, sollte ich nur mit einigen Lehrstunden nachhelfen; den beiden jüngsten, Luise und Mathilde, einem vielversprechenden Schwesternpaare, hatte ich vor der Hand noch keinen Unterricht zu ertheilen; dagegen waren meiner Leitung eine vierzehnjährige Tochter, Camille, ein engelschönes, ungemein munteres und begabtes Mädchen, und zwei Knaben, Louis und Philipp, übergeben.

Meine Unterrichtsstunden fingen in der Regel Morgens um 8 Uhr an. Um 9 Uhr versammelte sich die Familie zum Gebet, welches Madame Gros sprach. Dann wurde ein Spaziergang gemacht; von 10 bis 12 Uhr hatte ich wieder zu unterrichten. Um 12 Uhr trat das zweite Frühstück ein, nach welchem zuweilen ein zweiter Spaziergang stattfand. Die Lehrstunden begannen sodann aufs Neue und dauerten von 2 bis 5 Uhr, wo zu Mittag gespeist wurde. Die Familie blieb beisammen bis 7 Uhr. Nun begab ich mich mit meinen Zöglingen wieder in das Lehrzimmer, wo sie in meiner Gegenwart ihre Aufgaben fertig machten. Um 9 Uhr kam ich mit ihnen herunter in den Salon, wo die Frauenzimmer weiblichen Arbeiten oblagen, während ich mit den Knaben zeichnete und Madame Gros vorlas. Gegen halb elf Uhr ging man auseinander.

Es blieben mir natürlich sehr wenig Stunden zu freier Verfügung übrig. Drückend aber wurde meine Arbeit, als ich, auf dringendes Bitten, zu den Kindern des Hauses auch noch einen Sohn der Madame Courant und einen Neffen der Familie in meinen Unterricht genommen hatte. Während zweier Jahre fing ich meine Unterrichtsstunden schon Morgens um 6 Uhr an und setzte sie den ganzen Tag lang fort, mit Ausnahme der Zeit, die ich nach den Mahlzeiten im Salon zubrachte oder zu gemeinschaftlichen Spaziergängen verwandte. Ueberdies kamen zu den gewöhnlichen Arbeiten zuweilen noch außerordentliche hinzu. So ertheilte ich längere Zeit einem jungen Bedienten, auf sein dringendes Verlangen, Abends spät Unterricht im Rechnen. Einige Zeit lang beschäftigte ich mich auch mit Einübung von Moniteurs und Monitrices für eine Schule des gegenseitigen Unterrichts (Enseigne-



ment mutuel), die erste öffentliche Schule, die auf mein Betreiben in Poissy gegründet wurde und die schnell in großen Schwung gerieth.

Bald gewöhnte ich mich an das Familienleben im Hause Gros. In Herrn Gros, der nach einigen Wochen von Wesserling zurückkam, wo er sich jedes Jahr einige Zeit aufhielt, lernte ich einen durch geistige und sittliche Eigenschaften in hohem Grad ausgezeichneten Mann kennen. Durch vielseitige Lectüre gebildet, wußte er über Vieles auf interessante Weise zu sprechen. Sein vorzüglicher Witz war niemals verletzend; seine Herzensgüte so groß, daß er nie an sich, immer nur an die Anderen dachte. Je mehr ich ihn kennen lernte, desto mehr liebte ich ihn und war glücklich, auch seine Zuneigung und seine Liebe zu besitzen.

Meine Beziehungen zu Madame Gros gestalteten sich auch aufs Freundlichste. Durch die Gespräche, welche ich auf unseren gemeinsamen Spaziergängen mit ihr pflog, gewann ich immer mehr ihr Vertrauen und ihre Zuneigung, welche ich von meiner Seite durch ein unbegrenztes Vertrauen und eine innige Zuneigung erwiderte. Es ward ihr bald Bedürfniß, mir alles mitzutheilen, was ihr begegnete und was sie empfand; und ich hinwiederum machte sie zur Vertrauten meiner Gedanken, Absichten und Pläne. Ich hatte ihr unendlich viel zu verdanken. Sie schonte mich nicht und verwies mir in ernster, doch wohlwollender Weise meine Mängel und Fehler. Mit ihr besprach ich meine Unterrichts- und Erziehungsmethode; sie gab mir guten Rath; im Französischen half sie mir nach und gab mir sogar längere Zeit hindurch Unterricht im Lesen.

Ich war nur erst etwa vierzehn Tage in dem Hause Gros, als die Nachricht von der Rückkehr des Kaisers aus der Insel Elba sich verbreitete. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit Napoleon Paris zueilte. Bald war die Besorgniß verschwunden, daß die Umgebung von Paris der Schauplatz einer blutigen Schlacht werden würde. Napoleon zog ungehindert in Paris ein. Dort sah ich ihn im Hof der Tuilerien eine Revue halten. Indessen befürchtete man eine neue Coalition, einen neuen Krieg, eine neue Invasion, und diese Besorgnisse sollten nur allzubald in Erfüllung gehen.

Um den Wünschen der Nation zu entsprechen und dieselbe zu neuen und schweren Opfern geneigt zu machen, hielt Napoleon es

für nöthig, ihr die politischen Freiheiten, welche die Bourbonen ihr in der Charte zugesichert hatten, auch zu gewähren. Die großartige Feier des champ de Mars wurde angeordnet; hier wurden den Deputirten der Departemente die bekannten Articles additionnels bekannt gemacht, und der Armee, die sich unterdessen wieder gesammelt hatte, die Fahnen ausgetheilt, unter denen sie siegen sollte.

Ich war Zeuge dieser Feierlichkeit. In der Mitte des champ de Mars war eine Estrade aufgeschlagen, von der herab den Truppen die Fahnen übergeben wurden. Hier sah ich den Kaiser in seinem Ornate, nebst seinen Brüdern Joseph und Jérôme und allen großen Würdenträgern seines Hofes. Das ganze Marsfeld war mit Truppen und Nationalgarde angefüllt; es war ein großartiges Schauspiel, von einer glänzenden Sonne erhellt. Doch war es sichtbar, daß der Enthusiasmus nicht groß war. Es ging durch die ganze Versammlung wie eine trübe Ahnung der unglücklichen und verhängnißvollen Ereignisse, die bevorstanden. Und nur allzuschnell ging diese Ahnung in Erfüllung. Mit ängstlicher Erwartung sah man dem Ausgang des furchtbaren Kampfes entgegen, der sich in Belgien entspann. Die Nachricht der ersten Siege Napoleons vermochte die allgemeine Besorgniß nicht zu heben. Man war auf die entscheidende Schlacht gespannt, die nicht lange ausbleiben konnte. Bei Waterloo fielen die Würfel.

Bald verbreitete sich in Poissy ein dunkles Gerücht, Napoleon habe eine schwere Niederlage erlitten. Indessen wußte man nichts Sicheres und hoffte noch, daß das Gerücht unwahr wäre. Bald aber kam die furchtbare Gewißheit.

Es war an einem schönen Nachmittage. Ich war auf einen Kirschbaum gestiegen, um die reifen Früchte zu pflücken, als ich auf einmal dumpfe Töne, wie von fernem Kanonendonner, vernahm. Ich eilte Madame Gros zu benachrichtigen. Bald versammelte sich die ganze Familie im Garten und lauschte den bedenklichen Tönen. Die einen meinten, sie kämen von Saint-Cyr oder Versailles, wo man exerzire; ich behauptete dagegen, sie kämen von weiter her, und das war auch der Fall. Sie kamen von Senlis, wo die Preußen mit einigen Abtheilungen der zersprengten französischen Armee einen Kampf zu bestehen hatten.

Bald kam nun sichere Kunde. Ein kleines Corps Linientruppen zog sich nach Poissy und barrikadirte die über die Seine führende Brücke. Unterdessen rückten die Preußen bis nach Versailles vor und besetzten die Stadt. Von dorther ertönte nun auf einmal heftiger Kanonendonner; dazwischen ließ sich das Knattern des Gewehrfeuers vernehmen. Die Nacht kam; das Schießen dauerte immer fort, und im Dunkel sahen wir deutlich die feurigen Kugeln durch die Lüfte fliegen. Wir erfuhren erst später, was das zu bedeuten hatte: Vandamme hatte die unbesorgt in Versailles stehenden Preußen überfallen und unter ihnen ein fürchterliches Blutbad angerichtet. Dieses Blutvergießen war freilich umsonst: die Preußen schlugen sich durch und kamen den anderen Tag nach Saint-Germain, wo sie den Wald besetzten, durch den die Straße von Poissy sich hinzieht. Noch stand das kleine Corps Franzosen in Poissy und hielt Stadt und Brücke besetzt. Da man aber vernahm, daß die Preußen sich in immer größerer Anzahl in Saint-Germain sammelten, so hielt dasselbe es für gerathen, die Stadt zu räumen.

Jetzt mußte man jeden Augenblick gewärtig sein, die Preußen einrücken zu sehen. Man war in der ängstlichsten Erwartung, wie sie sich benehmen würden. Auf alle Fälle hin hatte Herr Gros einen Nachen auf der Seine in Bereitschaft setzen lassen. Da ich auf Kundschaft ausging, sah ich die ersten preußischen Husaren durch das nach Saint-Germain führende Thor hereinsprengen. Es waren ihrer drei, schwarze Todtenkopfhusaren, die sich vorsichtig umsahen, da sie glaubten, daß viele französische Truppen in Poissy lägen. Dennoch hatte der eine die Unverschämtheit, einem Manne seine Uhr entreißen zu wollen. Einige Stunden später kamen andere mehr herbei, und die Requisitionen fingen an: sie verlangten Lebensmittel, Fourage, Schuhe u. s. w. und bestürmten den Maire mit allerlei Forderungen. In der Familie Gros war man in der ängstlichsten Stimmung.

Um zu erkunden, wie die Sachen stünden, ging ich des andern Tages mit meinen Eleven nach Saint-Germain. Wir fanden den ganzen Wald voll preußischer Reiter, die bei den Wachtfeuern saßen oder sich mit ihren Pferden beschäftigten. Da hörten wir plötzlich eine bekannte Stimme: «Dites à Poissy que je suis

perdu!» Es war ein junger Angestellter der Mairie, der fortgeschleppt wurde, um erschossen zu werden, weil er einen preußischen Soldaten, der eine alte Frau mißhandelte, zurückgestoßen und zu Boden geworfen hatte. Erst am Abend erfuhren wir, daß der Maire ihn mit unsäglicher Mühe vom Tode errettet hatte.

Bei Saint-Germain lag alles voll Preußen, die wegen des in Versailles erlittenen Ueberfalls ganz wüthend waren und von nichts als Rache sprachen. Hier erfuhren wir auch, daß eine Anzahl von Jungfrauen, in weißen Kleidern und mit Lilien in den Händen, ihnen bei ihrem Einzug entgegengegangen wären.

Die Berichte, die wir brachten, waren nicht geeignet, die Besorgnisse der Familie Gros zu vermindern. Es wurden daher Vorbereitungen zur Flucht getroffen, wenn dieselbe für nöthig sollte erachtet werden. Am folgenden Tag kam auch wirklich Herr Gros und befahl, uns auf der Stelle zur Abreise zu rüsten: der Maire, in der Unmöglichkeit, den übermäßigen Anforderungen der Preußen zu genügen, habe erklärt, er werde durchgehen; sei aber keine Obrigkeit mehr in der Stadt, so würden die Preußen wahrscheinlich zur Plünderung schreiten. Es verging keine Stunde, so waren wir alle zur Abreise bereit. Der Nachen wurde mit Matratzen belegt und einige Lebensmittel mitgenommen. Da die Dienerschaft, mit Ausnahme der Köchin, ebenfalls mitgehen sollte, waren wir 18 Personen.

Unsere Absicht war nicht, weit zu fahren, sondern uns in einer der nahe gelegenen Städte oder in einem Dorfe einzuquartieren und vielleicht in kurzer Zeit zurückzukehren. Allein ein Unterkommen war nirgends zu finden: alle Ortschaften waren über und über mit Flüchtlingen angefüllt. Selbst auf den Inseln der Seine wimmelte es von Menschen, die hier Feuer angezündet hatten, an welchen sie kochten. Die erste Nacht brachten wir also im Schiffe zu: den folgenden Tag fuhren wir bis Roboise und gelangten von da mit einem schlechten Nachtwagen nach Rouen. Dort räumte uns ein Bekannter der Familie Gros, Herr Muret, ein Haus ein.

Ich verblieb zwei Tage daselbst. Da trafen Briefe von Poissy ein, die meldeten, die Preußen hätten das Landgut verbrennen wollen, weil sie glaubten, es gehöre einem entschiedenen Bonapartisten. Nur mit Mühe seien sie davon abzubringen gewesen. Jetzt aber

hätten sie Besitz vom Hause genommen und ließen sich traktiren. Die arme Köchin wisse sich nicht mehr zu helfen.

Auf diese Nachrichten hin erklärte ich augenblicklich nach Poissy zurückkehren zu wollen. Das that ich auch. Ich fand das ganze Haus voll Soldaten. Den Saal und mehrere Zimmer hatten sie mit Stroh bestreut, worauf sie campirten. Die Köchin war beinahe von Sinnen, weil sie nicht aufzubringen wußte, was die Leute alles begehrten, und sie nicht einmal verstand. Ich frug sogleich nach dem Chef und sagte ihm: Ich gehörte zu der Familie, der das Landgut sei, und sei gekommen, um Ordnung zu halten. Die Leute sollten bekommen, was sie brauchten, nur sollten sie sich immer an mich wenden und sich ordentlich verhalten.

So geschah es denn nun, und ich muß gestehen, daß ich mich über die Preußen nicht zu beklagen hatte. Zwei Tage nachher erschien übrigens ein Major, um das Haus zu besichtigen und mir zu eröffnen, daß wir einen General, Herrn von Katzler, ins Quartier bekommen würden. Die Soldaten zogen nun ab; ich ließ das Haus säubern, und der General, ein alter, ehrwürdiger Degen, von echt militärischem Aussehen, erschien mit seinem Adjutanten, einem Secretär und Dienerschaft, um bei uns Quartier zu nehmen.

Nun ging es hoch her. General von Katzler benahm sich als splendider Hauswirth und lud ein, wen er wollte. Da nun beständig preußische Truppen durchzogen, um in der Normandie zu garnisoniren, so fand sich jeden Tage eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Officieren bei der Tafel ein. Das Alles ging auf Kosten der Familie Gros. Die Dienerschaft des Generals drückte mir oft ihre Verwunderung darüber aus und bemerkte, das könne doch so nicht fortgehen, der Herr des Hauses würde ja vollständig ruinirt.

Indessen ging es lange so fort. Nachdem die Verhältnisse in Frankreich sich ein wenig geordnet, rieth Graf Katzler Herrn Gros, der unterdessen ebenfalls zurückgekehrt war, seine Familie kommen zu lassen. Das geschah. Je mehr nun Madame Gros dem alten General imponirte, desto besser ging Alles. Endlich zog Graf Katzler ab. Es kamen nun andere preußische Officiere ins Quartier, zuweilen sehr feine, gebildete Männer, zuweilen aber auch gemeine Menschen, wie ein Hauptmann Herbst, der wegen Unziemlichkeiten.

die er sich gegen die Damen erlauben wollte, zur Rede gestellt wurde und in heftigem Zorn abzog.

Nachdem endlich die Preußen abgezogen waren, wurde ein Regiment Engländer von der Garde in Poissy in Garnison gelegt. Wir bekamen einen jungen, liebenswürdigen Capitän, Namens Maire, einen wahren Gentleman, ins Quartier. Auf diese folgte ein Regiment Schotten, deren Officiere sich aber weit weniger umgänglich zeigten, als die Engländer.

Indessen hatte die Familie Gros nach und nach ihre gewöhnliche Lebensweise wieder angetreten. Um durch weise Ersparnisse die durch den Krieg erlittenen Verluste zu decken, brachte sie drei Jahre lang den Winter in Poissy zu. Auch dieses hatte sein Angenehmes. Der Winter auf dem Lande hat ja ganz eigene Reize, und in der kalten Jahreszeit wurde das häusliche Leben noch gemüthlicher und inniger.

Den größten Theil des Tages widmete ich meinen Berufsarbeiten und den Abend dem Familienleben. So konnte ich mich nur am frühen Morgen oder am späten Abend meinen Privatstudien überlassen. Längere Zeit hindurch waren die französischen Classiker der vorzüglichste Gegenstand meiner Lectüre; denn ich hatte mich früher mit denselben nur nothdürftig bekannt gemacht. Mit diesen verband ich die italienischen Classiker, die ich mit um so größerem Eifer studirte, als ich den älteren Töchtern des Hauses in dieser Sprache Unterricht zu ertheilen hatte. Doch vergaß ich darüber meine Griechen und Lateiner nicht. Unter diesen beschäftigte ich mich vorzüglich mit Tacitus, unter jenen waren es Xenophon, Aeschylos und Sophokles, mit welchen ich mich vertraut zu machen suchte. Später fügte ich ihnen Plato und Demosthenes bei.

Die Jahre 1814 bis 1816 verlebte ich unter solchen Beschäftigungen und Verhältnissen in Poissy. Im Jahr 1817 wurde von Herrn Gros der Beschluß gefaßt, mit der ganzen Familie den Sommer in Wesserling zuzubringen. Dies war mir sehr erwünscht: denn nicht nur trat ich hier in einen neuen gesellschaftlichen Kreis, sondern ich lernte auch die Industrie in großem Maßstabe und nach dem, was sie Gutes und Schlimmes hat, kennen. Die herrliche Natur, in welcher Wesserling lag, veranlaßte uns übrigens zu vielen, bisweilen bedeutenden Ausflügen, die reichen Genuß darboten.

So hätte es mir in Wesserling sehr wohl gefallen, wenn nicht unser Aufenthalt daselbst in das unfruchtbare Regenjahr von 1817 gefallen wäre. Es herrschte im ganzen Land ein außerordentlicher Mangel. Viele Menschen nährten sich von wilden Kräutern, die sie in den Gräben und in den Wäldern sammelten; Schnecken wurden begierig aufgelesen und verspeist. Die Chefs der Wesserlinger Fabriken ließen nichts unversucht, um dem Mangel zu steuern; er war aber zu groß, zu allgemein. Schaaren von Bettlern stellten jeden Morgen sich ein. Wie oft sah ich Bäuerinnen mit Thränen in den Augen ihr letztes Huhn zum Verkauf ausbieten! Die Familie Gros that unendlich viel Gutes. Allein das täglich wiederkehrende Schauspiel des vielen Elends wirkte trübend auf unsern Aufenthalt ein. Wir freuten uns alle, als der Tag gekommen war, der uns nach Poissy zurückführte.

Den nächsten Winter und die folgenden brachten wir in Paris zu. So interessant mir nun auch die Hauptstadt war, so freute ich mich doch nicht, dahin abzugehen. Das Familienleben war dort weniger gemüthlich als in Poissy. Auch traten mancherlei Störungen ein, die auf meine Unterrichts- und Erziehungsarbeit ungünstig einwirkten. Zum Besuch der akademischen Vorlesungen hatte ich keine Zeit, ebensowenig zur Benutzung der öffentlichen Bibliotheken. In das Theater konnte ich auch nicht oft gehen. Meine Studien blieben in Paris eben so zerrissen, als sie in Poissy waren.

Von nicht geringem Einfluß auf meine literarische Bildung waren die Beziehungen, in die ich damals zu Freund Willm trat. Ich hatte ihn der Familie Odier als Hofmeister anempfohlen, und so kam er durch meine Vermittlung nach Paris. Von dem Momente seiner Ankunft trat ich mit ihm in die innigste Verbindung. Jetzt erst lernte ich ihn nach seinem ganzen Werthe kennen und sah bald ein, daß er mir an Talent, Fleiß und wissenschaftlicher Tüchtigkeit weit überlegen war. Willm war zwar in der classischen Literatur weniger bewandert als ich; desto ausgedehnter waren seine historischen Kenntnisse, und mit dem größten Erfolg legte er sich jetzt auch auf philosophische Studien. Während des Winters kamen wir mehrmals zusammen, um miteinander zu lesen. Zuerst nahmen wir den Demosthenes vor, später beschäftigten wir uns

mit Plato. Die Gespräche, die wir an diese Lectüre knüpften, gaben nicht selten Veranlassung zu einem philosophischen Briefwechsel. So erinnere ich mich, daß wir einige Zeit hindurch über die Seele der Thiere correspondirten, und später über die Frage: In wie fern kann die Unsterblichkeit in den materialistischen Systemen eine Begründung finden? — Die Anregungen, die ich von Willm empfing, kann ich nicht hoch genug anschlagen, um so mehr, da er diesen wohlthätigen Einfluß auf meine wissenschaftliche Bildung später in Straßburg fortsetzte.

Unter den bedeutenden Männern, mit welchen ich in Paris in nähere Berührung trat, nenne ich Göpp und Boissard, die beiden damals einzigen Pfarrer der lutherischen Gemeinde, Monod (Vater), Prediger der reformirten Kirche, und Stapfer, einen gebornen Berner, der früher im diplomatischen Fache Dienste geleistet hatte, seit längerer Zeit aber in Paris privatisirte.

Die beiden Pfarrer Göpp und Boissard sah ich oft, und je näher ich sie kennen lernte, desto mehr bewunderte ich die unermüdliche Thätigkeit, die sie entwickelten. Vor ihnen bestand in Paris nur die schwedische Gesandtschaftscapelle; sie waren die ersten Geistlichen, die an die neu errichtete lutherische Pfarrei waren berufen worden. Sie mußten daher diese Gemeinde erst sammeln und organisiren. So lange keine Primärschule bestand, mußten sie selbst den Kindern ihrer Gemeinde den Elementarunterricht ertheilen. Später brachten sie es dahin, daß eine Knaben- und Mädchenschule mit der Kirche verbunden wurde. Sie verfaßten ein Gesangbuch, einen Katechismus, eine biblische Geschichte. Pfarrer Göpp war ein begabter geistlicher Dichter; dagegen waren weder er noch sein College bedeutende Redner. Aber beide haben für die lutherische Kirche in Paris Unermeßliches gewirkt, weshalb sie dort nie vergessen werden sollten.

Monod, früher französischer Prediger in Kopenhagen, war damals der vorzüglichste Redner unter den protestantischen Geistlichen der Hauptstadt. Literarisch sehr gebildet, von freier Denkungsweise, ungemein wohlwollend, ein trefflicher Vater seiner zahlreichen Familie, war er der Gegenstand der allgemeinsten Achtung. Als Prediger war er ausgezeichnet. Sein herrliches Organ kam ihm auf der Kanzel wohl zu statten und hob den Inhalt seiner durchaus

lichtvollen, das Herz oft mächtig ansprechenden Predigten. Ich habe nie einen mächtigeren und anziehenderen Kanzelredner gehört als Monod, wenn ich seinen Sohn, den allzufrüh verstorbenen Adolphe Monod, ausnehme. Die ungeheuere Thätigkeit eines Göpp oder Boissard hatte Monod nicht; man warf ihm, nicht ohne Grund, vor, daß er seine Predigten zu oft wiederhole. Allein in seiner mit inniger Verehrung und Liebe an ihm hängenden Gemeinde wirkte er nichts destoweniger sehr viel. Ich fühlte mich zu ihm sehr hingezogen und fand jederzeit bei ihm die freundlichste Aufnahme.

Durch Herrn Monod war ich mit Herrn Stapfer in Verbindung getreten. Sie waren beide innig befreundet, obgleich letzterer, früher ganz Philosoph, sich in seinen späteren Jahren einer strengen Glaubensrichtung zugewandt hatte, der Monod nicht huldigte. Stapfer war übrigens ein gediegener Geist; er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und war sowohl in der Philosophie als in der classischen Literatur wohl bewandert. Dabei war er ein Muster der Bescheidenheit, Einfachheit und Herzensgüte. Er war kein Redner, doch ließ er zuweilen seine Reden von anderen vortragen. So erinnere ich mich einer von ihm geschriebenen Rede, die in der ersten allgemeinen Versammlung der Pariser Bibelgesellschaft von Monod vorgelesen wurde und einen umgemein tiefen Eindruck hervorbrachte. Stapfer empfing einmal in der Woche; ich ging gerne hin und traf dort zuweilen höchst interessante Männer an. Am liebsten unterhielt sich Stapfer mit den jüngeren Männern, und wir hingen alle an seinem Munde, wenn er sprach. Später hatte ich einmal mit ihm, im Auftrage der Bibelgesellschaft, in einem ganzen Quartier der Hauptstadt Subscriptionen zu sammeln, was mich in nähere Verbindung mit ihm brachte.

Ein eigenes Studium betrieb ich in Paris in dem Musée du Louvre. Regelmäßig brachte ich in demselben die Sonntagmorgen zu. Da ich die Geschichte der Malerei von Fiorillo besaß, studirte ich in derselben jedesmal, ehe ich ins Museum ging, einen besonderen Abschnitt und beschäftigte mich dann ausschließlich mit den Gemälden, auf welche dieser Abschnitt sich bezog. So gewann ich nicht nur eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Malerschulen, sondern brachte mein künstlerisches Urtheil zu einer gewissen Feinheit und Sicherheit. Sehr nützlich war es mir, daß der Maler

Begas, dessen Bekanntschaft ich in Poissy gemacht hatte, mich zuweilen in das Museum begleitete; seine Bemerkungen machten mich auf Manches aufmerksam, was mir früher entgangen war. Da ich diesen Maler, der damals anfing sich einen Ruf zu erwerben, öfters in seiner Werkstätte besuchte, so wurde ich auch immer mehr in die Technik der Malerei eingeweiht, was mir später sehr zu statten kam.

Von Theologie war während meines Aufenthaltes in Paris nicht viel die Rede. Es standen mir zum weiteren Studium in derselben wenig Bücher zu Gebote; auch zogen meine damaligen Ueberzeugungen mich wenig zu ihr hin. Hatte ich bereits während meiner Studienjahre in Straßburg mich einer rationalistischen Auffassung des Christenthums zugeneigt, so kam nunmehr dieser mein Rationalismus zu seiner vollen Entwicklung. Die philosophischen Werke, welche ich las, Rousseau, Condillac, Lamoriguière u. s. w., bestärkten mich in meiner Denkweise. Einen überaus tiefen Eindruck machte auf mich die Profession du vicaire savoyard. Ich las sie zu wiederholten Malen, meditirte sie fleißig, und fand mich am Ende in meinen Ueberzeugungen mit derselben ungefähr einverstanden. Es fing zwar damals in der reformirten Kirche Frankreichs eine gewisse religiöse Bewegung an — ein Symptom davon war die Entstehung der Pariser Bibelgesellschaft —; allein diese noch in ihrer ersten Entwicklung begriffene Bewegung ließ mich gänzlich unberührt. Ich dachte sogar daran, der Theologie zu entsagen. Zum Predigen fühlte ich keinen Beruf und enthielt mich desselben während der fünf ersten Jahre meines Aufenthaltes in Frankreich gänzlich.

Erst im Jahre 1820 bestieg ich wieder die Kanzel. Pfarrer Göpp hatte mich gebeten, für ihn in der Eglise des Billettes eine Predigt zu übernehmen. Ich konnte es nicht wohl ablehnen und entschloß mich also dazu. Nicht ohne eine gewisse Emotion betrat ich nach so langer Zeit wieder die Kanzel. Doch wurde meine Predigt beifällig aufgenommen. Bald wurde ich aufgefordert, nochmals zu predigen. Ich that es: man schien abermals zufrieden mit mir. Kurz nachher machte man mir von Seiten des lutherischen Consistoriums den Antrag, die Stelle eines pasteur-adjoint an der Eglise des Billettes anzunehmen. Meine Obliegenheiten sollten darin bestehen, zu gewissen Zeiten bald deutsch, bald französisch zu

predigen, mich mit den Geistlichen in den Religionsunterricht zu theilen und allein den Besuch der Spitäler und der Gefängnisse zu übernehmen. Es war mir klar, daß man mir den schwierigsten Theil der Seelsorge übertragen wollte. Je weniger Geschick und Beruf ich nun gerade für die Seelsorge in mir wahrnahm, desto weniger Anziehendes hatte für mich jener Antrag. Was mich noch bedenklicher machte, war die untergeordnete Stellung, die man dem pasteur-adjoint anwies. So war ausgemacht worden, daß derselbe nicht den Kirchenrock tragen, sondern sich durch den kleinen Mantel auszeichnen sollte. Indessen hatte der Gedanke, in Paris zu bleiben, doch zu viel Anziehendes für mich, als daß ich sogleich den Antrag hätte ablehnen sollen. Ich consultirte Willm, der mir nicht zurieth, da er von meinen Kanzelgaben nicht groß dachte. Auch die Familie Gros schien mein Predigertalent nicht hoch anzuschlagen. Dies bewog mich endlich, den Antrag abzulehnen — ein Entschluß, über welchen mir Frédéric Monod, damals pasteur-adjoint an der reformirten Kirche, große Vorwürfe machte, als hätte ich einem an mich ergangenen Rufe Gottes Widerstand geleistet. Allein in jenem Antrag konnte ich gerade einen Ruf Gottes nicht sehen, weil sich in meinem Innern nichts äußerte, was demselben entsprochen hätte.

Meine nähere Verbindung mit Frédéric Monod hatte folgende Veranlassung. Im Jahre 1819, während ich in Poissy war, erhielt ich einen Brief von dem reformirten Consistorium zu Paris, das mich bat, Nachforschungen über die Reste einer einst zahlreichen, aber von Ludwig XIV. zerstörten protestantischen Gemeinde zu Veaux anzustellen. An einem Sonntag Morgen machte ich mich nun mit einem Freunde auf, um diese Gemeinde aufzusuchen. Nach langem Fragen trafen wir Leute, die uns sagten: Ganz oben auf dem Plateau der die Seine begrenzenden Hügel lebten Leute besonderer Art. Sie seien nicht katholisch, gingen in keine Kirche; man hieße sie huguenots, doch seien sie de bonnes gens. Diesen Andeutungen folgend, gelangten wir an eine Gruppe von 10 bis 15 Häusern, die man uns als Veaux bezeichnete. Trümmerhaufen, die sich ziemlich weit erstreckten, ließen uns erkennen, daß hier einst ein ansehnliches Dorf gestanden. Wir fragten nach dem ancien: man wies uns ein Haus, in welchem wir einen Mann in den mittleren Jahren und seine junge hübsche Frau antrafen. Auf unsere Frage,

ob sie Protestanten seien, geriethen diese Leute in Staunen und Schrecken. Sie antworteten trotzig: die Religion, zu der sie sich bekennten, gehe Niemanden etwas an. Erst als ich ihnen sagte, wir hätten keine schlimmen Absichten, sondern wären vom Pariser Consistorium abgeordnet, welches wünsche, daß sie sich an dasselbe anschließen möchten, und ihnen Bibeln, Katechismen und andere Erbauungsbücher anbiete, wurden sie zutraulicher. Der Mann erzählte uns die Geschichte des Dorfes, die schrecklichen Verfolgungen, welche über dasselbe ergangen; er sagte uns, daß sein Urgroßvater nach England ausgewandert, im geheimen aber wieder zurückgekommen sei, und zeigte uns die alte Familienbibel mit vielen Randglossen, die man unter allen Verfolgungen zu bewahren gewußt hatte. Er erklärte uns auch, durch welche Mittel sie bisher den protestantischen Glauben unter sich aufrecht erhalten hätten. Von der ganzen ansehnlichen Gemeinde waren noch etwa 10 bis 12 Familien übrig, die sich jeden Sonntag versammelten. Eben der Mann, bei dem wir eingekehrt waren, las ihnen aus der Bibel vor, hielt eine erbauende Ansprache an sie und betete mit ihnen. Er war es auch, welcher die Kinder taufte und ihnen einigen Religionsunterricht ertheilte. Ich brachte einen interessanten Tag bei diesen einfachen, glaubensstarken Leuten zu. Auf den Bericht, den ich an das Pariser Consistorium sandte, kam F. Monod, um mit mir Veaux zu besuchen. Diesmal wurden wir mit Freuden aufgenommen. — Der gute ancien besuchte mich später öfters, und ich gab ihm allerlei Bücher, für die er mir sehr dankbar war.

Unter den Bekanntschaften, die ich in Poissy zu machen Gelegenheit hatte, war die interessanteste die des duc de Vicence (Caulaincourt). Er hatte für seine Mutter das Schloß von Poissy angekauft, dessen Gärten an die unsrigen stießen, und besuchte sie, so oft er konnte; so lernten wir ihn und seine Mutter kennen.

Madame la Marquise de Caulaincourt war eine Dame, die das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte, aber noch rüstig und munter war. Nie habe ich jemand gekannt, der in höherem Grade dasjenige besessen hätte, was die Franzosen le talent de la causerie nennen. Sie sprach mit bewundernswürdiger Feinheit und Eleganz, am liebsten über die Verhältnisse ihres früheren Lebens. Sie hatte am Hof Ludwigs XV., Ludwigs XVI. und an demjenigen

des Kaisers gelebt. Es gab in ganz Frankreich keine markante Persönlichkeit, die sie nicht gekannt hätte. Sie war eingeweiht in die geheimsten Hofintriguen und gebot über einen unerschöpflichen Reichthum von Anekdoten, die sie gern zum Besten gab. Dabei war sie eine sehr einfache, freundliche Dame; sie besaß im höchsten Grade die Höflichkeit der großen Welt, die um so wohlthuender war, als sie von hoher Herzensgüte getragen war.

Der Herzog, ihr Sohn, war eine durchaus noble Gestalt, von hohem Wuchse und einer schönen, imponirenden Physiognomie. In seinem Wesen lag ein wahrer Zauber von haute distinction. Dabei war er sehr freundlich und wohlwollend, doch nicht ohne einen Zug tiefer Trauer, die sich aus seinem Verhältniß zu Napoleon und besonders aus der durch die Emigrirten ausgestreuten Verleumdung erklären ließ, daß er den Herzog von Enghien arretirt und so Schuld an dessen Tode geworden sei. Mit der tiefsten Entrüstung wies Caulaincourt diese Verleumdung zurück, that die Unwahrheit derselben durch die schlagendsten Gründe dar — es half nichts, er mußte Schuld an dem Tod des unglücklichen d'Enghien sein. Dies drückte schwer auf ihn. Von den Bourbonen hielt er sich fern: sie hätten es wohl gern gesehen, wenn er sich ihnen genähert hätte; allein sein edler Stolz ließ es ihm nicht zu.

In genauere Berührung kam ich mit ihm durch eine eigene Angelegenheit. Er suchte einen Erzieher für seinen ältesten Sohn. Nun war damals gerade De Wette seiner Professur in Berlin entsetzt worden, und Caulaincourt wünschte, derselbe möge bei ihm eintreten: er wollte ihm ein seiner würdiges Honorar anbieten und ihn für die Zukunft sicherstellen. Diesen Wunsch theilte er mir mit und veranlaßte mich, an De Wette zu schreiben. Das that ich auch; allein ich kam zu spät: De Wette stand bereits in Unterhandlungen mit Basel und zog natürlich eine Professur in dieser Stadt einer Hofmeisterstelle, wäre es auch in der Familie Caulaincourt gewesen, vor.

Doch der Augenblick nahte, wo meine Erzieherarbeit im Hause Gros vollendet sein würde. Natürlich drängte sich mir die Frage auf: Was dann? Eine neue Hofmeisterstelle würde ich leicht gefunden haben: allein ich wollte in keine neue eintreten. Zu einer Pfarrstelle fühlte ich keine Neigung; auf eine öffentliche Lehrstelle

war keine Aussicht. Es war mir zwar der Vorschlag gemacht worden, eine französische Predigerstelle in Stockholm anzunehmen, und die Aussicht, den Norden kennen zu lernen, hätte mich vielleicht geneigt gemacht, auf diesen Vorschlag einzugehen, wenn die Bedingung nicht gewesen wäre, zugleich als Lehrer bei dem angesehensten Mitgliede der französischen Gemeinde zu wirken. So war die Stelle im Grunde nichts anderes als eine Hofmeisterstelle, mit der Verpflichtung, zugleich Pfarrer zu sein. Darauf wollte ich natürlich nicht eingehen.

Mit Freund Willm sprach ich oft über unsere beiderseitige Zukunft: wir wurden eins, wenn uns nichts Anderes gelingen sollte, miteinander in Dorlisheim, bei Straßburg, ein Pensionat für junge Leute zu gründen. Ein würdiges Project, das wohl unter keiner Bedingung zu Stande gekommmen wäre!

Da sich mir keine andere Aussicht darbot, so entschloß ich mich, nach England zu gehen und ein Jahr dort zu bleiben, um des Englischen ganz mächtig zu werden; dann eine Reise durch Italien zu machen und mich so lange in Neapel oder Rom aufzuhalten, bis ich auch das Italienische wie ein geborener Italiener sprechen würde; hierauf aber nach Hause zurückzukehren und zu sehen, wo ich ein Unterkommen finden würde. Es kam aber Alles ganz anders, als ich es erwartete, und auch hier habe ich mit Dank und Verehrung das sichtbare Eingreifen der Vorsehung anerkennen müssen.

Es war im Dezember 1820, da erhielt ich von dem Befinden meiner Mutter beunruhigende Nachrichten: sie war schwer erkrankt. Diese Nachrichten quälten mich, und Madame Gros, die meine Unruhe sah und meinen Wunsch errieth, lud mich selbst ein, nach Pirmasens zu gehen. Bereits den andern Tag fuhr ich mit dem Courier nach Straßburg ab. In der Nacht wurde es so kalt, daß ich es in dem Wagen, in welchem ich mich ganz allein befand, beinahe nicht aushalten konnte. Auf jeder Station stieg ich aus und stellte mich, um mich einigermaßen zu erwärmen, zwischen die Pferde in den Stall; der Courier brachte mir immer mehr Heu, so daß ich endlich bis an den Leib im Heu stak. Doch wagte ich nicht einzuschlafen, aus Furcht, ich möchte in dem Wagen erfrieren. Bei meiner Ankunft in Straßburg war ich so durchgefroren, daß ich beinahe nicht allein aus dem Wagen steigen konnte.

In Straßburg hielt ich mich nicht lange auf, es drängte mich nach Hause. Ich fand meine gute Mutter schon auf dem Wege der Besserung und gedachte nach vierzehn Tagen wieder nach Paris zurückzukehren. Doch war ich kaum fünf oder sechs Tage im väterlichen Hause und eben damit beschäftigt, für die Gläser der Apotheke Etiquetten zu schreiben, als ein Mann eintrat, der sich als ein von Freund Hepp aus Straßburg an mich abgeschickter Expreß ankündigte. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich aus dem mir überschickten Briefe vernahm: Professor Fritz sei unerwartet schnell gestorben, und es sei die Rede, mich zu seinem Nachfolger zu ernennen; ich möge also augenblicklich nach Straßburg kommen. — Professor der Theologie in Straßburg! Wie wäre mir jemals so etwas auch nur im Traume eingefallen? Augenblicklich trat aber der Gedanke an mich heran, daß, wenn man mir unbegreiflicherweise eine solche Stelle anbieten wollte, ich sie ausschlagen müßte, weil ich zu derselben nicht entfernt befähigt und vorbereitet sei.

In höchster Aufregung kehrte ich den andern Tag nach Straßburg zurück. Hier erfuhr ich von Freund Hepp, daß allerdings von mir die Rede sei; doch hätten sich für die erledigte Professur an dem theologischen Seminar und an der theologischen Facultät zwei andere Candidaten gemeldet, Herr Aufschlager, Lehrer am Gymnasium, und mein ehemaliger Commilitone Jung, der damals privatisirte. Ich erklärte Hepp, daß ich ja für eine solche Stelle gar nicht vorbereitet sei und mich daher von vornherein zurückziehen müsse. Er ermuthigte mich bestens und drang darauf, daß ich wenigstens bei sämmtlichen Professoren meinen Besuch machen sollte.

Das that ich auch. Zuerst ging ich zu Matter, der damals Professor der Kirchengeschichte war, und der mich gleicherweise zu ermuthigen suchte. Von da begab ich mich zu den anderen Professoren, die mich alle sehr freundlich empfingen, aber über die eingetretene Vacanz sich nur zurückhaltend äußerten. Nur Schweighäußer, Sohn, war zutraulicher, offener. Ihm bekannte ich nun auch freimüthig meine Unwissenheit und meine absolute Unfähigkeit, ein akademisches Lehramt zu bekleiden. Ich bemerkte ihm, daß, wenn man ja etwas für mich thun wollte, ich sehr dankbar wäre, wenn man mich zum Extraordinarius ernennen wollte. So würde ich Zeit haben, mich wieder mit der Theologie vertraut zu machen und für eine künftighin vacant

werdende Professur die nothwendige Qualification zu erwerben. Herr Schweighäußer, den ich damals erst kennen lernte, bat mich, mich ganz ruhig zu verhalten und den Ausgang der Sache abzuwarten.

In Straßburg hatte ich aber keine Ruhe, auch wollte ich mir nicht das Ansehen geben, zu intriguiren; ich reiste daher nach einigen Tagen nach Paris zurück, wohin ich bereits das Vorgefallene gemeldet hatte. Freund Willm wirkte auch diesmal sehr wohlthätig auf mich. Er beschwor mich, die Stelle, wenn sie mir angeboten würde, ja nicht auszuschlagen. Mit ihm besprach ich, was ich zu thun haben würde, um mich zur Höhe derselben zu erheben.

Es geschah, was ich doch nicht wünschte: im Februar 1821 erhielt ich die Nachricht meiner Ernennung und zugleich die Weisung, mich so bald als möglich an meinen Posten zu begeben. Zunächst zwar betraf meine Ernennung nur die Lehrstelle an dem protestantischen Seminar; die Ernennung für die Professur an der Facultät sollte von einem nach den bestehenden Gesetzen anzuordnenden Concurse abhängen.

Welchen Sturm von Empfindungen rief diese Ernennung in mir hervor! So sollte ich denn die Familie Gros, in der ich so viel Liebe genossen, so glücklich gewesen, verlassen! Sollte in eine Laufbahn eintreten, die allerdings alle meine Erwartungen übertraf, für welche ich aber gar nicht vorbereitet war! Und doch, ich hatte ja die Stelle nicht gesucht, ich hatte im Gegentheil das Meinige gethan, damit man mich nicht für dieselbe ernenne. Sollte ich denn diese ganze Wendung der Dinge nicht als ein providentielles Werk ansehen? Sollte ich mich weigern, dem Rufe der Vorsehung Folge zu leisten?

Ich mochte mir indessen sagen, was ich wollte, meine Unruhe blieb dieselbe.

Ich traf nun meine Vorbereitungen zur Abreise von Paris. Morgens um 4 Uhr sollte ich mit der Diligence abgehen; ich hatte aber die Stunde meines Weggehens der Familie verheimlicht. Abends schrieb ich noch einen Brief an Madame Gros, in welchem ich von allen Abschied nahm; den andern Morgen, nachdem ich noch einen Blick auf meine beiden Eleven, Louis und Philipp, geworfen hatte, begab ich mich ganz in der Stille fort.

Meine ganze Reise nach Straßburg verlief im beständigen Kampfe mit den sich mir aufdrängenden Besorgnissen. Ich zweifelte nicht daran, daß ich als akademischer Docent ein klägliches Fiasco machen würde! Gott sei Dank! auch diese Besorgnisse erwiesen sich als grundlos: es kam Alles besser, als ich es erwartet hatte.

In Straßburg fand ich bei der guten Madame Kob — sie stand seit dem Tode ihres Mannes dem großen Materialiengeschäft vor, von dem mein Vater seine Waaren bezog, daher die Bekanntschaft mit ihr — eine unendlich liebevolle Aufnahme. Die Freude dieser mütterlichen Freundin über meine Ernennung war grenzenlos. Sie wies mir in ihrem Hause ein Zimmer an; auch den Tisch hatte ich bei ihr. Die 8 bis 14 Tage, die ich in diesem Hause zubrachte, bleiben mir unvergeßlich. Das Zimmer, das ich bewohnte, war so still und heimlich! Hier konnte ich ungestört über mein künftiges Leben und Wirken nachdenken.

Aus

Bruchs Briefwechsel

mit seinem Freunde Joh. Boeckel

während der Jahre 1812 bis 1821.

Cöln, 30. Jannar 1812.

... Gott weiß es, lieber Böckel! (schreibt er in Bezug auf Studentenneuigkeiten aus Straßburg) wir bedenken immer zu wenig, zu welchem Amte wir bestimmt sind, und wie vielen Schaden das geringste Zweydeutige in unserm Betragen, noch vielmehr das wirklich Unsittliche schon jetzt in der Welt zu schaden vermag. — Wenn wir immer bedächten, wie groß der stille Einfluß unserer Handlungen, unsers Beispiels auf die Sittlichkeit der uns umgebenden und oft weiter als wir denken entfernten Menschen ist, ich glaube, wir würden bei jeder einzelnen Handlung das quid und quo viel mehr in Anspruch nehmen. — Ich mache mir oft tausend Vorwürfe darüber. Ich bemerke diesen Einfluß meines Beispiels sehr deutlich in meinen Kindern. Ich bin sehr reizbar, oft aufbrausend, hitzig, ärgerlich und moros, und satyrisch tadelnd. Mein ältester Junge, Fritz, übrigens ein trefflicher Bursche, der mir viel Anhänglichkeit bezeugt, ist gerade so, und jeden Tag merke ich mehr, wie getreu er seinen Lehrer copirt. Wie schäme ich mich oft, wenn ich ihm diese Fehler verweise!

... Von meinen Studien kann ich dir wenig schreiben ... Seit einiger Zeit bin ich wirklich so unzufrieden mit mir selbst, als ich es nie mit jemand anders war. Ich sehe mich in einem so schwachen, matten Lichte, daß ich mich selbst darüber schäme. Sieh, l. B., es ist für den Menschen, wenigstens für mich nichts verderblicher als Lob. Mich zu loben ist der beste Weg mich unruhig, mißmuthig, unzufrieden mit mir selbst und, durch eine natürliche Transition, unzufrieden mit aller Welt zu machen. Als ich noch auf der Schule war und so viele elende Subjecte um mich sah, da dünkte ich mich groß und machte natürlich große Entwürfe, welche die unkluge Schmeichelei meiner Professoren, die mir in

den Kopf setzten, ich könnte einmal etwas besseres werden als ein gewöhnlicher Prediger, in mir befestigte. In Straßburg stimmte sich dieser erhabene Geist schon etwas herab. Ich sah da eine größere Menge Köpfe, und nicht wenige, die an Kraft und Fähigkeit weit über mein Häuptlein hervorragten. Doch trat auch da die Unklugheit der Herren Professoren wieder vor und pflanzte mir den Dünkel ein: Ich solle bedenken, daß ich nicht sey wie andere Leute. Am Ende glaubte ich es wieder selbst, daß ich mehr Kräfte hätte als manche andere und daher auch mich bestreben sollte, etwas besseres zu werden. Natürlich glaubte ich, daß das etwas besseres werden sich schon von selbst geben würde, daß da gar keine Schwierigkeiten in dem Wege lägen. Aber je älter ich werde, desto mehr verliert sich bey mir diese stolze Narrheit. Jeder Tag läßt mich meine Unwissenheit, Unfähigkeit, und was weiß ich was für Un noch mehr, aufs lebhafteste fühlen; und ich bin nun doch wirklich schon so weit gekommen, daß ich gar keine Hoffnung mehr habe, etwas besseres zu werden als jeder Andere, der wie ich Theologie studiert hat, ein gemeiner simpler Prediger auf einem einsamen Dörflein. War ich vorher schon auf dem Wege, zu dem Gefühl meiner Nichtigkeit zu gelangen, so brachte mich der erste Band von Joh. Müllers Briefen völlig darauf! Gott! was hat dieser nicht gethan, geleistet und gearbeitet und NB. in dem Alter, in welchem ich mich nun befinde. Wie viele hundertmal dachte ich seitdem schon an das Horazische: Nos numeri sumus, fruges consumere nati! Nein, aus mir wird bei Gott nichts! Er bereite mir nur ein recht abgelegenes Dörfchen zu meinem künftigen Hirtenstande, wo ich in stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit, verborgen vor den Augen der Welt, mich recht innig für mich allein schämen kann, daß ich nicht mehr bin, als wirklich an mir ist! ...

Cöln, 28. November 1812.

Das Geschichtsstudium ... macht mein Hauptstudium aus. Doch bleibt jeden Tag eine Stunde, und zwar Morgens von 6—7, dem Lesen der Bibel A. und N. T. im Texte gewidmet, doch ohne kritische und exegetische Apparate, blos mit einem guten Lexikon und einer guten Uebersetzung versehen. Ich weiß nicht, den exegetischen Werken kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Wenn ich glaube, daß mir etwas noch so klar sei, wenn ich es recht gut verstehe und werfe einen Blick auf einen dickbäuchigen Commentar, dann verstehe ich es nicht mehr. Unter dem Wuste von Bemerkungen über Wort, Sinn, Kritik rc. verschwindet mir der Hauptgedanke, und was mir vorher hell war, ist mir nun finster.

Nein, gewiß noch lange werde ich immer die Bibel ohne solche größere Commentare lesen und den Geist der Bibel zu fassen suchen: denn das ist und bleibt doch, wie mir dünkt, immer die Hauptsache!

Jeden Tag widme ich auch eine Stunde dem Studium griechischer Classiker, und zwar, seit ich hier bin, der Stoiker. Zuerst las ich Epictets Encheiridion, welches die ganze stoische Moral in nuce enthält, dann den lieben Marc Aurel, und jetzt bin ich an Arrians Epictet, den ich über die Hälfte durch habe. Mag die stoische Philosophie auch Uebertreibungen enthalten so viel sie will, sie ist und bleibt vortrefflich und ist in den meisten Punkten mit dem Christenthum übereinstimmend, in vielen ihr nahe. Hier ist Kraft und Geist, eingehüllt in eine kernigte, runde Sprache. Marc Aurel ist viel sanfter als die anderen Stoiker. Er vermeidet die meisten Uebertreibungen. Seine Bücher εἰς ἑαυτόν enthalten lauter abgerissene Bemerkungen, die zum Theil sehr viel Locales haben: aber sie enthalten einen Schatz von trefflicher Weisheit, sie sind der Ausdruck eines liebevollen Herzens, eines standhaften, unerschütterlichen Geistes. Wenn ich daran denke, wo dieser edle Philosoph seine Bemerkungen schrieb, nämlich meistentheils in seinem Feldzug gegen die deutschen Völker an der Donau, Quaden rc., so werde ich von Bewunderung hingerissen. Er ist oft sehr schwer, wegen seiner fragmentarisch abgerissenen Schreibart. Epictet bei Arrian ist minder schwer als Antonin, wenn er nicht die stoische Dialektik auf die Moral anwendet. Es sind, wie bekannt, Annotata aus seinem Collegienvortrag. Also oft abgerissen . . . aber voll herrlicher Stellen. Man fühlt sich ergriffen, wenn man ihn liest; man kann sich nicht enthalten, nur der Tugend zu huldigen und mit verachtendem Blick den Gegenstand außer uns zu betrachten. So oft ich ihn lese, stelle ich mir den einfachen edlen Greis in der Versammlung seiner Schüler vor, wie er sich mit ihnen unterhält, sie frägt, von ihnen gefragt unterbrochen wird; wie er ihnen ihre Fehler verweist, sie zur Rechtschaffenheit und naturgemäßer Lebensweise im guten Sinne hinführt. So wird mir der todte Buchstabe belebt, so fühle und verstehe ich alles besser. Antonin und Epictet lese ich gewiß noch oft . . . Bis Weihnachten hoffe ich mit Vater Epictet ausgesprochen zu haben, dann gehe ich vielleicht zu dem göttlichen Manne Plato ins Collegium . . .

Noch bin ich nicht ganz beruhigt (in Bezug auf die Krankheit seiner Mutter); aber doch gefaßt, alles mit Ruhe zu erwarten. Denn sollte ich die Bibel und meine Stoiker umsonst lesen?

Du siehst also, daß es mit dem εὐροεῖν (um stoisch zu reden) nicht zum Besten aussieht. Allein was thut's? Man muß sich in alles zu schicken lernen . . .

Cöln, 11. März 1813.

Müllers Briefe waren Schuld an jener traurigen Stimmung (die in einem frühern Briefe zu Tage getreten war). Wer kann die auch lesen, ohne sich über sich selbst zu ärgern, daß er so gar nichts sei? Ich habe sie nun ausgelesen. Diese Lectüre hat mir in jeder Hinsicht viel genutzt, vielleicht in mancher Rücksicht mehr als zehn ascetische Schriften. Hier lernte ich erst, was das heiße: arbeiten, und daß unser einer, wenn er sich einmal vorstellt, recht viel gethan zu haben, nur in einem hübschen Garten umherspaziert ist und seine judiciöse Nase bald in diese, bald in jene Blume gesteckt hat. Das Erdreich zu bearbeiten, da rühren wir keine Hand drum. — Müller lehrte mich ferner in allen Angelegenheiten mich standhaft und muthig zu betragen und in allen Verhältnissen Vertrauen auf den Alten der Tage zu haben. Ich weiß nicht, was ich nicht darum nähme, dieses Buch nicht gelesen zu haben. So ist mir alles viel einleuchtender, so macht alles tiefern Eindruck auf mich, wenn ich es so nach dem Leben geschildert finde. — Schade daß wir nicht mehr solcher Briefsammlungen haben . . .

Stelle Dir vor, da bekomme ich vorgestern einen Brief, worin ich berufen werde, Pastor in Battweiler bei Zweibrücken zu werden. Die Stelle trägt an 2000 Francs ein . . . Du kannst leicht denken, daß bei diesem Rufe mein Entschluß bald gefaßt war, nämlich ihn geradezu auszuschlagen . . . Mein Princip ist und bleibt: Ich nehme in den ersten 4 bis 6 Jahren keine Stelle an, in der ich mich nicht literarisch fortbilden kann. Absint alle Finanzspeculationen! Bilden muß ich mich noch, und bilden will ich mich, so lange es geht. Mein Onkel sagte freilich: Solche Stellen, wie ich sie verlangte, fänden sich nicht immer, wenn man sie brauchte. Allein ich traue auf Gott und gut Glück. Und was schadet's denn, wenn ich einmal etwas in die Klemme komme; dann wird ja gerade mein Zweck erreicht: denn nichts bildet besser als Unglück. Und wie könnte ich übrigens bei meinen geringen Kenntnissen der Theologie, bei meiner wenigen Praxis, bei meinem gänzlichen Mangel an aller Amtsklugheit, an ökonomischen Kenntnissen 2c., eine solche Stelle mit gutem Gewissen annehmen. Ich kann mir recht lebhaft vorstellen, wie es da ginge. Ich käme ins Amt, müßte mich mit ungeheurer Mühe hereinarbeiten, hätte einen Haufen Geschäfte, würde von den Bauern auch mitunter etwas chicanirt. Hiebei würde das Studiren vergessen, der Zufall führte vielleicht eine Bekanntschaft mit einer holdseligen Jungfrau herbei, man machte die Jungfrau zum Weibe, das Weib zur Mutter und sich selbst zu einem besorgten Hausvater, und lebte dann in Gottes

Namen auf seinem Dörflein fort, bis das letzte Stündlein schlüge und man der Welt und seinen lieben, wohl benutzten Postillen Valet geben müßte. Nein, nein: Ich will noch lange kein Pastor werden!!

Lohr, Himmelfahrtstag 1814.

Wahrscheinlich kennst Du meine Station aus gräßlichen Beschreibungen, als eine Stelle, die ganz erschrecklich beschwerlich wäre, auf der sich schon einige todt gearbeitet hätten, ꝛc. Nun, mögen diese Beschreibungen auch in etwas übertrieben sein, so ist doch viel wahres daran, und wenn ich nicht auf eine so sonderbare Weise wäre hieher mit den Haaren gezogen worden, so würde ich sie vielleicht nicht angenommen haben. Es gehören zu derselben mit Lohr, meiner Residenz, fünf Dörfer, wovon eins 1 1/2 Stunden entfernt ist; vier dieser Dörfer haben Kirchen. Jeden Sonntag muß ich zweimal predigen. Alle drei Wochen muß ich auf zwei Dörfern predigen, die zwar nur eine halbe Stunde von einander entfernt, aber wovon doch das eine eine Stunde von hier ist. Und dann die Casualien, besonders die Leichen! Manchmal drei bis vier in einer Woche (jetzt besonders, wo die bekannte Epidemie noch hie und da grassiret), ohne die Kindtaufen ꝛc. Sieh, diese Ueberhäufung von Arbeit aller Art ist mir das Aergste. Ich bin ohnedies kein großer Freund vom Predigen, nun kannst du denken, wie mir wird, wenn ich manchmal eine ganze liebe lange Woche nichts zu thun habe, als Predigten zu schreiben, zu memoriren, zu halten. Mit der Gegend könnte ich mich noch aussöhnen, ob sie gleich nichts weniger als romantisch ist; mit meinem Hause und Garten, besonders mit ersterem, wäre ich recht wohl zufrieden, noch mehr mit den Leuten, die bisher außerordentlich freundschaftlich mich behandeln und gar nicht wissen, was sie mir thun wollen. Mit der Besoldung, so schwach sie ist, käme ich auch noch wohl aus. Aber, l. B., die vielen Arbeiten, das ewige Predigen, das viele Ueberfeldlaufen (wie wird's erst im Winter gehen?), dies macht mich ärgerlich und verdrießlich; da liegen der liebe H o m e r, der herrliche Horaz, Virgil und Tasso ꝛc., aber nein, ich kann nichts lesen, denn ich muß Predigten fabriciren, da liegen Journale aller Art, ich muß sie größtentheils ungelesen fortschicken. Dies wäre vielleicht manchem andern Indolenz-Kopf einerlei, wenn er nur seinen guten Wein im Keller hätte, mir ist es hart. Nicht das Geringste kann ich zeichnen und malen, was doch meine Lieblingsarbeit von allen Zeiten war, nicht einmal mit meiner Flöte mich unterhalten und (was in Cöln mein Trost war) stundenlang in Moll-Tönen phantasiren.

. . . Meine Stelle ist die mühsamste und beschwerlichste in der ganzen Gegend, die Besoldung Vicarius-Besoldung, und da will es mich freilich manchmal ärgern, daß ich dieselbe gerade haben muß, besonders wenn der böse Dämon des Ehrgeizes manchmal die brennenden Kohlen dieses Verdrusses anblaset und mir meine verunglückten frühern, ach! so schönen und herrlichen Pläne vorhält. Aber dennoch bin ich hier nicht ganz unglücklich. Ich habe zu leben, bin Gottlob gesund und meiner Arbeit bisher gewachsen, habe meine Schwester bei mir, die mich durch ihre muntere Laune oft aufheitert, und wenn ich nicht mehr à tout loisir studiren kann, ach! dann benutze ich ein Stündchen nach gethaner Arbeit dazu, und das schmeckt mir denn so gut! Die Hauptsache ist mir die, daß die Leute, wie es scheint, sehr wohl mit mir zufrieden sind, und daß ich die Hoffnung habe, keine halbe Ewigkeit da bleiben zu müssen, sondern bald einen bessern Posten zu erhalten. — . . . Besonders tröstet mich der Gedanke, daß es der Wille der Vorsehung war, mich hieher zu bringen. Je länger ich lebe, je mehr ich meine bisherigen Schicksale bedenke, desto fester wird in mir der Glaube an eine Vorsehung . . . Mag es mir deswegen auch manchmal nicht nach Wunsch gehen, so verliere ich doch nicht den guten Muth, sondern denke immer: Suche nur den Posten auszufüllen, an den dich Gott gesetzt hat, und hoffe auf ihn, er wird's schon gut machen!

Lohr, 16. August 1814.

. . . Denk nur, wie arm ich gegenwärtig bin: als ich heute nach Hause kam, erzählte mir meine Schwester, daß zwei pastores mich hätten heimsuchen wollen aus der Gegend. Sie seien um halb zwölf gekommen, der eine halb krank. Aber, ach! die guten Herren mußten ungegessen weiter marschiren, denn in der Vorrathskammer des Herrn Vicarii fand sich leider nichts, das man denenselben hätte auftischen können. Heus! Heus!

Meine Studien, ach! die gehen schlecht. Wenn nur das viele Predigen nicht wäre! Weißt Du auch, wie oft ich voriges Vierteljahr gepredigt habe? 52 bis 54 mal, der Grabreden, 13 an der Zahl, nicht zu gedenken, noch weniger der Kindtaufen 2c. Und wenn man dann nicht das Herz hat, über einen Plan zu predigen, ja da kann man studiren. — Gelesen seither unter der Hand habe ich Nösselts Leben von Niemeyer, den 1. Theil. Ja, Nösselt, das war ein rechter Theolog von altem Schrot und Korn, gründlich, gelehrt und helldenkend. Wenn wir nur auch so Nösselts werden könnten, wäre es auch nur im verjüngten Maaßstabe. Sed nos numeri sumus, fruges consumere nati! . . .

. . . Ich möchte doch gern wissen, was er (Hepp) zu den Geschichten unsrer Zeit sagt, wie ihm die Wiederherstellung der Klöster und der h. Inquisition in Spanien, die Wiederherstellung der Klöster und geistlichen Institute in Italien und, horrendum dictu! die projectirte Wiederherstellung der Jesuiten gefällt? Ebenso die Feiertage Mariä Himmelfahrt rc. und so manches andere? Nun wird er gewiß seine traurige Prophezeiung schon erfüllt sehen. Thut aber nichts: der Aberglaube hebt sein Haupt wieder empor, bleckt seine bluttriefenden Zähne, zeigt seinen dampfenden Rachen, und wozu? — Um vielleicht die Männer von hellem Geist und festem Herzen zu reizen, mit ihm in Gottes Namen den letzten Kampf zu bestehen und ihm den letzten Streich zu versetzen. Bruder, laß uns stehen für die Wahrheit! Laß uns fechten für die gute Sache der frei denkenden Vernunft! Nur keine Gewissensfesseln! Nur kein Nothstall des ängstlich, engherzigen Kirchenglaubens!

13. Dezember 1814.

. . . Ich wußte nicht, daß es mein Geburtstag war, bis mir gegen Mittag zufällig der Kalender in die Hand fiel. Der 13. Dezember! O dies fiel mir aufs Herz. Die Stube war mir zu eng. Ich wanderte ins Freye, in jenen schönen natürlichen Park, in welchen ich dich führte, als du mit Willm bey mir warst. Der melancholische Anblick der in Wintertrauer stehenden Bäume, die ich das letzte mal in dem goldnen Schmuck des Herbstes gesehen hatte, paßte gut zu der sanftmelancholischen Stimmung meines Herzens . . . Ich blickte zum Himmel empor: denn der ganze Lauf meines bisherigen Lebens, alle Abwechslungen in meinen Verhältnissen, Alles hieß mich hinaufblicken zum Himmel. Von ihm herab glänzte herrlich und mild die Sonne! Herrlich und mild thront über ihm der gute Allvater, an dessen Hand ich bisher wallte, an dessen Hand wir alle durchs Leben wandern.

O gewiß! Was Gott thut, das ist wohlgethan! Dies erkenne ich aufs neue deutlich, lebendig an dem heutigen Tage. Und stünden wir auf einem höhern Standpunkte, wie würden wir anbeten die Weisheit und Liebe des Ewigen in seinen Führungen. Ja, neues Vertrauen belebt mich zu dem Alten der Tage! Möge kindliche Ergebung in seinen heiligen Willen in meinem Herzen wohnen immerdar! Ich blicke heute so kühn, so zuversichtlich der Zukunft entgegen, als vielleicht noch nie! — Du weißt, ich soll nach Paris kommen: Ich habe einstweilen zugesagt, im Fall mir die Bedingungen der Stelle gefallen würden; denn ich bin fest überzeugt, daß für meine geistige Bildung jene Stelle weit vortheilhafter sein würde als die, so ich nun bekleide. Ob etwas aus der ganzen Sache wird, weiß

ich noch nicht. Sollten Hindernisse mir abermals in den Weg treten, nun denn, für was soll ich sie halten als für ein Werk der Vorsehung, die mich auch hiedurch zum Glücke leiten will . . .

Der Tag war heut so schön, so mild. Dieser Anblick erfreut mein Herz. Scheint dies nicht ein gutes Augurium zu sein auf das Lebensjahr, in welches ich heute eingetreten bin? Einzelne Wölkchen schwebten wohl am Himmel, verbargen wohl einmal die Sonne, aber doch trat sie sogleich wieder hervor. Nach einzelnen Wölkchen der Trübsal, welche wohl immer kommen werden, erfreuet uns doppelt eine frohe Stunde.

Hast Du wohl heute an mich gedacht? Kein Mensch wünscht mir im Geringsten Glück zu meinem Geburtstage. Du wußtest den Tag. Sieh, wenn ich nur heute einen Brief von Dir erhalten hätte! Ich saß heute Mittag vergnügt an einer Bouteille Bier: „Wenn nur Boeckel oder sonst einer aus Straßburg da wäre!“ rief ich aus . . . Ich hätte gern mit Dir geschwätzt, viel geschwätzt, denn mein Herz war voll.

Poissy, 6. Februar 1815.

. . . Bey Gott, ich liebe diese Leute klein und groß von ganzer Seele. Warum sollte ich nicht? Sie sind alle so gut, sie behandeln mich mit so vieler Freundschaft, ganz wie ein Glied der Familie; ich genieße so viele stille Freuden in ihrer Mitte, ich fühle mich so glücklich unter ihnen. Ja, glücklich, Bruder! Dieses Wort, das weder in Cöln noch in Lohr in meinen Mund kam, ich denke und sage es jetzt oft. Sieh mal, mein Lieber, auch hier wieder den Gang der Vorsehung! Ich mußte durch das Cölner Fegfeuer in die Lohrer Flamme, um auf diesem Weg nach dem lieben Poissy zu kommen.

Poissy, 18. April 1816.

. . . Nein, ich sehe es, mein lieber Alter! für einen Gelehrten tauge ich nicht. Aber nichts destoweniger hoffe ich und habe im Sinne, ein nützlicher Mann zu werden, wenigstens so viel zu wirken in der Sphäre, die mir die Vorsehung angewiesen hat und noch einst anweisen wird, als nur immer möglich ist. Zwar will sich mein Ehrgeiz manchmal hören lassen. Er krächzt mir aus der verborgenen Falte des Herzens, in der er versteckt liegt, der kleine Cerberus, manchmal zu: Es wäre doch schön, wenn Du Dir auch einmal einen kleinen Namen machen könntest! Es ist doch ärgerlich, sich verdammt zu sehen, in ewiger Dunkelheit zu

leben, sich ängstlich in einer engen Sphäre wirbelnd herumzudrehen und ruhig zuzusehen, wie andre Häupter glänzen, von der Sonne des Ruhmes beschienen. Aber schweig, verfluchte Ehr- und Ruhmbegierde! Redlichkeit und Liebe im Herzen, Menschenverstand im Gehirn, Zufriedenheit bei einem Stückchen Brot, nicht wahr, Alter! das ist genug für dieses Leben. Ein Anderes und Höheres wird das künftige bringen.

Zweiter Pfingsttag.

... Warum macht die Gegenwart fremder Leute immer einen so unangenehmen Eindruck auf mich? Ich kann nicht im Zimmer bleiben, ein ängstliches Gefühl preßt mir die Brust zusammen, ich muß hinaus in die Natur, und ich bin nicht ruhig, bis ich vom Hause nichts mehr sehe ... An einem Tisch, wo ich fremde Gesichter sehe, kann ich nicht essen ... Sprechen kann ich gar nichts; es kömmt mir keine Idee, die der Mittheilung werth wäre, oder die ich mittheilen möchte ... Diese tief in meiner Natur liegende Disposition hat mir schon vielen Verdruß gemacht... O gewiß, ich werde einst ein trauriges Leben führen, wenn mein Schicksal mich in eine große Stadt führt, wo ich genöthigt bin, oft Gesellschaften zu sehen. Mit allen Kräften werde ich mich anstemmen gegen den Zug der Umstände, der mich in einen solchen Kreis würde reißen wollen. Nein, ich muß auf dem Lande leben, wo ich keine Complimente und Umstände sehe, wo ein guter Tag, ein warmer Händedruck und ein froher dankbarer Blick die Dollmetscher dessen sind, was man im Herzen fühlt..., wo ich der Natur jeden Augenblick die Hand geben und mich von ihr kann herumführen lassen in ihrem sanften Reiche.

Poissy, 23. Januar 1817.

... Wie es mich kümmert, wenn ich an meine beynahe ganz verlassenen Studien und die 25 Jahre denke, welche mir mit Blitzesschnelle auf dem Rücken liegen werden. Dies ist ein nagender Wurm an meiner Seele... Ich leide oft Tantals-Qual, wenn ich vor einer schönen Bibliothek stehe und mir sage: Siehst Du diese Bücher? — Sie sind nicht für Dich geschrieben! Du darfst sie nicht lesen! Ja, ja! Jeder Mensch hat seinen Pfahl im Fleisch, ich möchte so manches noch lesen und lernen und wissen und komme nicht dazu, dies ist mein Pfahl. — Im Uebrigen bin ich zufrieden, immer sehr zufrieden mit meiner Lage. Meine Jungens rücken vor, alles umgibt mich mit Freundschaft, alles behandelt mich mit

Paris, 15. December 1817.

. . . Vorgestern war wieder mein Geburtstag, der 25ste, und den habe ich nicht angenehm gefeiert . . . Schon 25 Jahre alt, und so wenig gethan! — Und nun Deine wahre brüderliche Meinung über einen Vorschlag von Willm. Er ist gesonnen, sich hier zum Licencié und Docteur ès lettres aufnehmen zu lassen, um dann eine Lehrer-Stelle annehmen zu können, wenn die Theologie ihm nicht mehr behagt. Er hat mir vorgeschlagen, die Sache gemeinschaftlich mit ihm zu treiben. Was hältst Du davon? — 25 Jahre bin ich alt, also entscheiden muß ich mich, was ich einmal werden will. Einen Plan für die Zukunft muß ich fassen. Aber wozu mich bestimmen? Es stehen mir zwei einzige Wege offen: eine Pfarrstelle und das Lehrfach. Zur erstern zieht mich Manches hin. Ich fühle täglich mehr, wie wenig ich in die Gesellschaft und das höhere Leben tauge. Ein ruhiges Leben, enge Verbindung mit wenigen, aber herzlichen Freunden, Muße zum Lesen, ein ehrliches Auskommen, und soll ich hinzusetzen, ein einfaches, aber gutes Weibchen, das ist, was ich verlange. — Aber auf der andern Seite erschreckt mich sehr der Gedanke an eine Pfarrstelle. Schreckliche Reminiscenzen drängen sich mir auf. Du weißt wie ich in Lohr war. Wenn ich denn abermals in ein so trauriges Nest verwiesen würde! Und dann, ein großer Theil des Ekels, den ich an meiner Lage in Lohr hatte, floß aus dem Bewußtsein, daß ich oft von Sachen sprach, über die ich noch nicht ins Reine gekommen war. Mein Glaube steht gar nicht fest. Merke Dir das. Ich weiß nicht, ob ich nicht endlich zu dem einfachen Christenglauben zurückkehren werde. Aber jetzt stehe ich weit davon ab; es will mir nun durchaus so Manches nicht in den Kopf, und über Dinge zu predigen, von denen ich nicht fest überzeugt bin, als Christenlehrer da zu stehen, wenn ich nicht fest bin in meinem Christenglauben, das wäre für mich Höllenqual. — Also was bleibt mir übrig? das Lehrfach. Und also? Licencié und wo möglich Docteur ès lettres zu werden. Freylich finde ich am Lehren großen Geschmack; es ist mir beynahe zum Bedürfniß geworden. Auch würde ich mich vielleicht in einer Lehrer-Stelle nicht unglücklich fühlen. Aber die Examina, die Schulfuchsereien, das wäre Gift und Operment für mich.

Poissy, 12. May 1819.

. . . Philosophie macht gegenwärtig mein Hauptstudium aus, ob ich gleich voraussehe, daß ich es auch hierin nicht weit bringen werde. Aber ich sehe, daß die französische Philosophie eine vortreffliche Richtung genommen hat: Alle neuern Philosophen gehen in ihren Meditationen von

Erfahrung aus und halten sich weise in den Schranken der Consequenzen, zu denen sie Stoff geben, gleich weit entfernt von scholastischen Grübeleyen und aus der Luft gegriffenen und mit Blumen der Imagination geschmückten Systemen. Ihr Hauptbestreben ist Klarheit im Styl und strenger Gang in der Methode. Es dünkt mich, daß ich mir einen Genuß für die Zukunft bereite, wenn ich mich in den Stand setze, die französische Philosophie mit der deutschen einst vergleichen zu können, und so mir aus beyden das nehmen zu können, was mir am meisten nützlich und der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint. Ich muß Dir doch ein Werk nennen, das mehr als alle den Geschmack an Philosophie in mir erweckt und bey ausnehmender Klarheit eine Menge herrlicher Ideen mir zu enthalten scheint: Es ist La Romiguière, Principes de philosophie. Wenn Du eine Idee von der neuern französischen Philosophie haben und Dir genußreiche Stunden verschaffen willst, so lese es.

Poissy, 18. Juli 1819.

... Die französische Philosophie wird diesen Sommer mein Hauptstudium bleiben. Daneben lerne ich das Englische, in welchem mir ein hier wohnender, auf halben Sold gesetzter englischer Schiffs-Offizier Unterricht gibt. Ich denke darin so weit zu gehen, bis ich die Prosa geläufig lesen kann: Freylich wird dazu dieser Sommer nicht hinreichen. Willm und ich haben einen philosophischen Briefwechsel angefangen, der wohl für unsere Bildung und künftige Denkweise von großer Wichtigkeit sein dürfte. Wenigstens wird er den Nutzen haben, daß er uns zu eigenem Denken und Prüfen aufruft und überhaupt das innere geistige Leben, das doch die wahre Substanz des Menschenlebens ausmacht, befördert.

Paris, 22. December 1819.

Ich stehe nun wieder in einer Krisis meines Schicksals: Ja oder Nein, dies gibt ihm für immer eine andre Richtung. Ich muß mich in eine Carriere hineinarbeiten ... Ich bin nun 27 Jahre alt: ich meine, es ist Zeit, mich zu etwas zu bestimmen, um zu wissen, ob ich Prediger bleiben werde oder nicht. Und was anfangen? Zu dem Lehrfache sehe ich gar keinen ehrenvollen Zuweg. Und soll ich mich einer ungewissen Zukunft überlassen? Nur Eins schreckt mich von dem Predigerfache ab. Ich darf es Dir wohl sagen und muß es Dir, denn es quält mich und ist ein mächtiges Hinderniß zu einem freudigen Entschlusse. Ich fühle nicht θεῖον genug in meiner Brust! — Es fehlt mir an dem warmen Feuer, an der lodernden Flamme, die des Predigers Brust doch ver-

schließen soll und die sich in seinen Reden ergießen, ihnen Licht und Wärme mittheilen soll. Wird die gütige Vorsehung mir den festen Glauben, jenen Eifer, jene Wärme schenken? Oder nicht? — Im letztern Falle würde ich unglücklich sein, und ich würde alle Wege aufsuchen, um aus dem Predigerfache wieder herauszutreten.

Paris, 27. Februar 1821.

. . . So bin ich denn zum professor ord. von dem Directorium vorgeschlagen! Gott! welche Bewegung verursachte diese Nachricht in meinem Innern! Auch weiß ich heute noch nicht recht, wie mir's ist. Freuen kann ich mich nicht, ich möchte lieber weinen, wenn ich daran denke, daß ich nun aus Gros' Hause weg muß . . . Aber ein anderes, nicht minder trübes Gefühl mischt sich in den anticipirten Schmerz der Trennung. Was werde ich in Straßburg anfangen? wie mich finden in meine neue Lage? wie meine neuen so ungeheuer wichtigen Pflichten erfüllen? Ach, es graut mir vor meiner neuen Laufbahn! So neu, so fremd, so sparsam mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, und bis Ostern schon anzufangen! . . . Freilich, zurücktreten kann ich nicht mehr. Also gehe ich in vierzehn Tagen bis drei Wochen von hier weg; fange gegen Johanni meinen Curs an. Bemerke ich, daß man zufrieden mit mir ist, dann will ich Gott für seine Fügungen danken und mit Freuden fortarbeiten in meinem Beruf. Geht es nicht, ist man unzufrieden mit mir, dann in Gottes Namen meine Stelle ohne Weiteres niedergelegt und anderswo Brot gesucht, wo ich nützlicher und fröhlicher wirken kann . . . Was mir allein einigen Muth einflößt, ist der Gedanke, daß ich um Nichts angesucht habe und, wie von höherer Macht geführt, in einem so entscheidenden Augenblick nach Straßburg kommen mußte. Ich meine doch, der liebe Gott soll wissen, was er gethan und warum er es gethan hat, und soll mir darum auch Kraft und Fröhlichkeit zu meinem neuen Amte verleihen . . . Noch einen andern Grund habe ich, um meine Ernennung mit weniger trübem Blicke zu betrachten. Es ist wegen meiner Mutter. Ich sehe täglich mehr ein, daß sie am Rande des Grabes steht. So kann sie doch mit dem Troste abscheiden, mich versorgt zu sehen. Da sie die Sache nur von der schönen Seite ansieht, so kannst Du Dir leicht denken, welche Freude ihr dieselbe verursachen mag, und diese letzte Freude ihr gewährt zu haben, ist für mich ein angenehmes Gefühl.

